



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Männerverständnis.
Hinwendungsprozesse zur und Distanzierungsprozesse von
Männern von der extremen Rechten“

verfasst von / submitted by

Miriam Elisa Steinkellner, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2021 / Vienna 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 665

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Zeitgeschichte und Medien

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Birgit Sauer

Für Punkte und Puschel

Die Katzen rollen den Keks durch die Stadt...

Danksagung

Universitäre Forschungsarbeiten sind Zeit meines Studiums einsame Prozesse. Ich – der PC – die Publikationen der anderen. Um der Isolation dieses Dreiecksgespannes zu entgehen, entschied ich mich, meine Masterarbeit nicht allein anzutreten. Gemeinsam mit einem Freund sollte ein interdisziplinäres Forschungsprojekt entstehen, welches das Verhältnis von Männlichkeit und Rechtsextremismus mittels eines dreistufigen Interviewverfahrens mit ehemaligen Rechtsextremisten analysiert. Das durch die globale Pandemie vereitelte Vorhaben wurde in ein deutlich knapperes verwandelt. Aus dreistufig wurde einstufig, aus Gruppendiskussionen wurden Einzelinterviews, aus einem dialoghaften Denkprozess doch wieder ein einsamer.

Bei meinen Freund*innen, welche jene Einsamkeit eindämmten, wo es ging, möchte ich mich liebevoll bedanken: für Gruppeninterpretationen, Lesekreiserkenntnisse, Aufmunterungen und Tröstungen, Korrekturvorschläge, gemeinsame Schreibprozesse, fürs Zuhören und Fragen stellen gegen Gedankenschleifen in meinem Kopf. Danke, dass ich mich mit euch gesehen und umsorgt fühlen kann und dass Erkenntnisse mit euch so viel Spaß machen.

Bei meinem Vater möchte ich mich für die finanzielle Unterstützung über viele viele Jahre bedanken, wodurch ich nicht nur im Rahmen meines Studiums ausschweifend meine Interessen verfolgen und Irrwege gehen konnte; wodurch ich Zeit für mich und meine Bedürfnisse hatte.

Auch bei meinen Probanden, die mir ihre Lebensgeschichten anvertraut haben, möchte ich mich herzlich bedanken. Lieben Dank auch an Birgit Sauer für viel Gestaltungsfreiraum im Rahmen meiner Abschlussarbeit.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	6
1.1 Thematische Einleitung	6
1.2 Forschungsleitende Fragen	7
1.3 Aufbau der Arbeit	8
2. Begriffsklärung	9
2.1 Rechtsextremismus als „subjektive Funktionalität“ jenseits verfassungsrechtlicher Verkürzung	9
2.2 Was ist Geschlecht? Was ist Männlichkeit?	14
3. Forschungsstand	20
3.1 Geschlechterspezifische Hinwendungsgründe & Männlichkeiten im Rechtsextremismus	20
3.2 Geschlechterreflektierte Forschung zu Distanzierungsgründen und -verläufen und methodologisches Werkzeug	27
4. Methode	30
4.1 Erhebung und Prinzipien qualitativer Sozialforschung	30
4.2 Auswertung	32
5. Ergebnisse	34
5.1 Fallrekonstruktion Fabian Zander	34
5.1.1 Kontaktaufnahme, Interviewsetting und -verlauf	34
5.1.2 Zum Präsentationsinteresse	35
5.1.3 Erlebte Lebensgeschichte	37
5.2 Fallrekonstruktion Andreas Berger	56
5.2.1 Kontaktaufnahme, Interviewsetting und -verlauf	56
5.2.2 Zum Präsentationsinteresse	57
5.2.3 Erlebte Lebensgeschichte	60

5.3 Fallrekonstruktion Torsten Böhm	70
5.3.1 Kontaktaufnahme, Interviewsetting und -verlauf	70
5.3.2 Zum Präsentationsinteresse	67
5.3.3 Erlebte Lebensgeschichte	73
5.4 Fallrekonstruktion Jürgen Trebing	85
5.4.1 Kontaktaufnahme, Interviewsetting und -verlauf	85
5.4.2 Zum Präsentationsinteresse	86
5.4.3 Erlebte Lebensgeschichte	88
5.5 Abschlussinterpretation	98
6. Schluss	114
7. Literaturverzeichnis	117
8. Anhang	122
8.1 Abstract: Deutsch	122
8.2 Abstract: English	123

1 Einleitung

1.1 Thematische Einleitung

Muskulöse Männer auf rechtsextremen Demonstrationen, Kameradschaften, der Männeranteil in rechtsextremen Parteien,¹ der ideologische Kampf gegen sexuelle Vielfalt, Frauenrechte und Gleichstellungspolitik, die Rede von „echten Männern“, die sich nicht „verweichlichen“ lassen² etc.: Die starke Präsenz von Männern und Männlichkeit in der extremen Rechten gilt als Selbstverständlichkeit. Während ausgewählte wissenschaftliche Analysen³ und pädagogische Bemühungen⁴ einem „geschlechtsblindem Fleck“ in der Betrachtung und Bekämpfung von Rechtsextremismus ein Ende setzen möchten, kann von einem verbreiteten Wissen über den Zusammenhang von Männlichkeit bzw. Geschlecht und Rechtsextremismus nicht die Rede sein. Meine Forschungsarbeit leistet aus feministisch-materialistischer Perspektive einen Beitrag gegen diesen Missstand. Dass die männliche Norm im Rechtsextremismus in medialer, alltagsdiskursiver und größtenteils wissenschaftlicher Betrachtung unsichtbar bleibt, hängt mit dem gesamtgesellschaftlichen Geschlechterverhältnis zusammen. Die (Re-)Produktion von männlicher Norm und Dominanz bleibt auch hier zumeist unsichtbar und Heteronormativität ein selbstverständlicher Zustand.

Wiederholt werde ich im Laufe meiner Arbeit die (gesamt-)gesellschaftliche Bedingtheit rechtsextremer „Phänomene“ thematisieren. Auch die biografischen Verläufe ehemaliger Rechtsextremisten, die mir als empirische Grundlage meiner Erkenntnisse dienen, betrachte ich nicht als „spektakuläre“ Besonderheit. Sie sind symptomatisch für die gesellschaftlich strukturelle Produktion von Konkurrenz, Gewalt und Hierarchien. Denn die „autoritäre Aggression gegen alles Schwache“⁵ ist nur eine Zuspitzung spätbürgerlich-patriarchaler Verhältnisse, in denen „Sieger sein“ zählt. Die Funktion von menschenverachtenden

1 Der Männeranteil der FPÖ liegt gegenwärtig bei 83%, deutlich über dem anderer Parteien. Gleiches gilt für die AfD, mit einem Männeranteil von 82%. (Statista Research Department, Anteil der Frauen an den Mitgliedern der politischen Parteien in Deutschland am 31. Dezember 2019, 07.2020, online unter <<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/192247/umfrage/frauenanteil-in-den-politischen-parteien/#professional>> (25.09.2021); Republik Österreich Parlament, Frauenanteil im Nationalrat, o.A., online unter <https://www.parlament.gv.at/SERV/STAT/PERSSTAT/FRAUENANTEIL/frauenanteil_NR.shtml> (25.09.2021).)

2 Vgl. Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hg.), „Was ein rechter Mann ist...“. Männlichkeiten im Rechtsextremismus (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, 68., Berlin, 2010), 9.

3 Eine (unvollständige) Skizzierung geschlechterreflektierter Rechtsextremismusforschung im deutschsprachigen Raum erfolgt auf den Seiten 14-23.

4 Beispielhaft nenne ich hier Dissens – Institut für Bildung und Forschung e.V. in Berlin, Cultures Interactiv e.V. in Berlin, oder die Beratungsstelle Extremismus in Wien. Alle drei Organisationen leisten geschlechterreflektierte Präventionsarbeit gegen Rechtsextremismus und Distanzierungsbegleitung für rechtsaffine / rechtsextreme Personen.

5 Heribert Schiedel, Der rechte Rand. Extremistische Gesinnungen in unserer Gesellschaft (Wien 2007), 11.

Ideologien, welche die gesellschaftliche Verteilung von Ressourcen und Verteidigung von Privilegien „natürlich“ begründen, erscheint daher zweckmäßig. Ebenso deren handlungspraktische und psychische Ausgestaltung: Der Möglichkeit, eigene Aufwertung durch die Unterminierung anderer, sowie Sicherheit und „Versöhnung“ in „homogener Gemeinschaft“ erfahren zu können. Die Kehrseite dieser Zweckmäßigkeit äußert sich in jenen Erfahrungen, welche die (hier interviewten ehemaligen) Akteure der extremen Rechten zu einer Distanzierung bewegten. Jenem Prozess, der motiviert ist durch das „Versagen rechtsextremer Versprechungen“, widme ich in meiner Arbeit besonderes Augenmerk.

1.2 Forschungsleitende Fragen

Meine Arbeit untersucht Hinwendungsprozesse zur und Distanzierungsprozesse von Männern von der extremen Rechten. Dabei frage ich, in welchen kollektiv- und lebensgeschichtlichen Situationen sich die untersuchten Männer zur extremen Rechten hingewandt haben. Und aufgrund welcher Erfahrungen und Perspektiven kam es wiederum zu einem Bruch mit der rechtsextremen Lebenswelt? Diese Fragen verfolge ich mit einem Fokus auf Geschlecht und Männlichkeit. Forschungsleitend dient mir dabei die Frage, wie aus einer männlichkeitskritischen bzw. geschlechterreflektierten Perspektive Hinwendung zur und Distanzierung von der extremen Rechten erklärbar gemacht werden kann. Unter männlichkeitskritischer Perspektive verstehe ich dabei einen theoretischen Zugang, welcher Männlichkeit als Produkt einer vergeschlechtlichten Subjektivierung begreift, die Verhalten, Begehren und Wünsche strukturiert. Selbstbehauptung und Autonomie, die Abwertung angstbesetzter Emotionen sowie von Weiblichkeit und die Betonung von Konkurrenz werden als Marker von Männlichkeit ausgemacht⁶, welche in rechtsextremen Männlichkeitsentwürfen zugespitzt werden.⁷ Davon ausgehend frage ich, in welchem Zusammenhang Männlichkeitsversprechen der extremen Rechten mit den Hinwendungsprozessen zu dieser Szene in den einzelnen Biografien und in der

6 Damit soll Männlichkeit nicht als Essentialismus beschrieben werden. Auch wenn eine patriarchale Einrichtung von Gesellschaft Zweigeschlechtlichkeit mit der Unterordnung von Frauen produziert, kann vergeschlechtlichte Subjektivierung reflektiert und sich entgegen ihren Anforderungen verhalten werden.

7 Rolf Pohl, Das ‚eigene‘ und das ‚andere‘ Geschlecht. Adoleszenz, Männlichkeit und Gewaltbereitschaft. In: Elke Kleinau, Barbara Rendtorff (Hg.), *Eigen und anders. Beiträge aus der Geschlechterforschung und der psychoanalytischen Pädagogik*, (Berlin / Opladen / Toronto 2012), 109–26; Rolf Pohl, *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen* (Hannover 2004); Jessica Benjamin, *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*, (Nexus, 68., Frankfurt a.M. 2015); Heribert Schiedel, „Angry White Men“. Männlichkeit(en) und Rechtsextremismus. In: *Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (FIPU)* (Hg.), *Rechtsextremismus. Band 3: Geschlechterreflektierte Perspektiven*, (Kritik & Utopie Berlin / Wien 2019), 278–312.

Eigeninterpretation der Befragten stehen.

Um die Dynamik und Prozesshaftigkeit von Hinwendungs- und Distanzierungsprozessen⁸ begrifflich und analytisch zu fassen, analysiere ich diese auf verschiedenen Ebenen. Diese umfassen eine ideologische/ideologiekritische (1), lebensweltliche (2), handlungsmotivationale (3) und emotionale/psychologische Dimension (4).⁹ Basierend auf der Annahme, dass die Reflexion eigener zugespitzter (gewaltaffiner) Männlichkeitsentwürfe Teil ideologiekritischer und emotionaler Reflexion im Distanzierungsprozess ist, analysiere ich, ob und wie sich Männlichkeitsvorstellungen und Verhalten im Anschluss an die Abwendung von der extremen Rechten bei den Interviewpartnern geändert haben.

1.3 Aufbau der Arbeit

Der Fokus der vorliegenden Forschungsarbeit liegt auf der empirischen Analyse von Interviews. Mittels einer biografisch-narrativen Erhebungsmethode habe ich vier Männer im deutschsprachigen Raum (Österreich und Deutschland) nach ihrer Lebensgeschichte befragt, die sich von der extremen Rechten distanziert haben. Einführend vermittelt ein Kapitel zur Begriffsklärung meine Definition von Rechtsextremismus (Kapitel 2.1) und mein Verständnis von Geschlecht und Männlichkeit (Kapitel 2.2). Die Skizzierung des Forschungsstandes zu Hinwendung (Kapitel 3.1) zur und Distanzierung (Kapitel 3.2) von der extremen Rechten aus einem geschlechterreflektierten Blickpunkt verortet meine Arbeit im Forschungsfeld und zeigt Erkenntnisverläufe und Kontroversen auf. Mein methodisches Vorgehen, sowie Abweichungen und Adaptionen der Methode der biografischen Fallrekonstruktion im Kontext der Arbeit lege ich daran anschließend dar (Kapitel 4.). Die

8 „Ausstieg“, als in der Literatur und sozialarbeiterischer Praxis gängiger Begriff, ist ungeeignet, um die Vielschichtigkeit von Distanzierungsprozessen fassbar machen zu können. Er bezieht sich i.d.R. ausschließlich auf eine ideologische und lebensweltliche Ebene. (Vgl. Johanna Sigl, Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer. Eine biografieanalytische und geschlechterreflektierende Untersuchung, (Edition Rechtsextremismus, Wiesbaden 2018), 16.) Ideologiekritische Distanzierung von politischen Inhalten muss aber bspw. nicht unbedingt mit einer Reflexion eigener Handlungsmuster einhergehen. Eine handlungspraktische Distanzierung muss nicht bedeuten, dass Personen rassistische Einstellungen reflektieren etc.

9 (1) meint die Manifestation und Reflexion eines durch menschenverachtende Ideologie gerahmten Denkens. (2) bezieht sich auf eine Annäherung an und Abwendung von einem rechtsextremen Umfeld. Dies umfasst einerseits ein „soziales Setting“ (Freundeskreis, Gruppe, Szene), als auch „soziale Orte“, die als Treffpunkte mit anderen Rechtsextremen dienen (bspw. Kneipen, Demonstrationen, Plätze, Feste etc.). Beweggründe, die eigenes Handeln anleiten, bspw. sich als überlegen und dominant inszenieren zu wollen, nenne ich „handlungsmotivational“ (3). Die emotionale/psychologische Dimension (4) bezieht sich auf Projektionsmechanismen und dessen Reflexion. Während rechtsextremes Handeln und Denken einerseits dazu dient, sich „unerwünschte Anteile“ in der eigenen Person nicht eingestehen und diese „an anderen“ hassen zu können, beinhaltet eine emotionale/psychologische Distanzierung die Reflexion dieses Mechanismus und der Integration dieser „Anteile“ in die eigene Identität.

Auswertung der einzelnen Interviews erfolgt mittels biografischer Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal¹⁰ im zweiten Teil der Arbeit (Kapitel 5.1-5.4). Daran anschließend interpretiere ich die Ergebnisse zusammenfassend entlang geschlechtsspezifischer Perspektiven auf den Hinwendungs- und Distanzierungsprozess der Probanden (Kapitel 5.5).

2 Begriffsklärung

2.1 Rechtsextremismus als „subjektive Funktionalität“ jenseits verfassungsrechtlicher Verkürzung

Um „Rechtsextremismus“ auf einer Mikroebene – im Rahmen der Biografien einzelner Personen – und auf einer Makroebene – als „gesellschaftliches Phänomen“ – verstehbar zu machen, bedarf es eines Verständnisses dieses Begriffs, das beiden Ebenen gerecht wird. Dies wird m. E. dann geleistet, wenn nach „subjektiven“ d.h. psychosozialen¹¹ Gründen von Rechtsextremismus gefragt wird sowie deren gesellschaftlicher Bedingtheit. Was ist das Lustvolle daran, sich als Individuum der extremen Rechten zuzuwenden? Welche psychosoziale Funktion hat menschenverachtende Ideologie? In welchem Zusammenhang stehen rechtsextreme Mobilisierung und aktuelle gesellschaftliche Dynamiken (bspw. Modernisierungsrisiken)? Willibald Holzer entwarf in den 1980er Jahren als Mitarbeiter des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands (DÖW) eine Rechtsextremismus-Definition, die auf solche Fragen Antwort gibt.¹² Sie umfasst folgende Punkte und dient mit einer geschlechterreflektierten Erweiterung als mein Begriffsverständnis von Rechtsextremismus im Kontext dieser Arbeit:

1) *Ideologie und politische Zielsetzung*: Rechtsextreme Ideologie ist eine „antiaufklärerische Haltung“. Entgegen einem modernen Versprechen auf (rechtliche) Gleichheit aller Menschen, wird in der extremen Rechten mit natural begründeter Ungleichheit argumentiert. Davon ableitend erklärt rechtsextreme Ideologie über- und untergeordnete Positionen und Funktionen in der Gesellschaft als legitim. Als natural und organisch begründete Einheit wird das „Volk“ ins Zentrum rechtsextremen Denkens gestellt. Der*die Einzelne hat sich

10 Gabriele Rosenthal, Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung (Grundlagentexte Soziologie (München / Weinheim³2011).

11 Unter „psychosozial“ verstehe ich sozial bzw. gesellschaftlich hergestellte Faktoren, welche die Psyche „strukturieren“. Deutlicher wird dies im Kapitel 2.2 infolge der Erklärung „vergeschlechtlichter Subjektivierung“.

12 Willibald I. Holzer, Rechtsextremismus. Konturen, Definitionsmerkmale und Erklärungsansätze. In: *Stiftung Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands* (Hg.), Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus (Wien 1994), 12–96.

dem völkischen Kollektiv unterzuordnen und damit die „Bewahrung kultureller Identität“ als übergeordnetes Ziel zu verfolgen. In verschiedenen Varianten rassistischer Ausgrenzung wird im Ethnozentrismus die Überlegenheit der eigenen Wir-Gruppe offen artikuliert, während Ethnopluralist*innen den „Schutz“ aller „kulturellen Identitäten“ behaupten („Österreich den Österreichern, Türkei den Türken“), und nur abseits öffentlicher Artikulation¹³ doch die eigene Gruppe als „edler“ und „stärker“ imaginieren. Mit dem Argument, vermeintlich Chaos zu produzieren, wird die Artikulation differenter Ansichten und Widersprüche sowie die Möglichkeit friedlicher Konfliktlösung nicht als Errungenschaft verstanden. Ein „zu viel an Freiheit“ würde „heiligen Bindungen“ an Volksgemeinschaft und Familie, und damit einer klaren hierarchischen Gesellschaftsordnung, widerstreben. Ebenso klar und eindeutig fällt die Leugnung gesellschaftlicher Komplexität aus. Statt sich diese in ihrer Widersprüchlichkeit einzugestehen, erfolgt die Betrachtung der Realität in Gegensatzpaaren: „Natürlich“ vs. „entartet“, „volkstreu“ vs. „volksfremd“, „Schmarotzer“ vs. „pflichtbewusst etc. Was als „fremd“ oder „minderwertig“ markiert wird, kann als Sündenbock funktionalisiert werden. Damit gelingt eine Projektionsleistung, die Feindbilder für alles Schlechte (insbesondere in den rechtsextremen Akteurer*innen selbst) verantwortlich macht. Unter der Losung „Leistung soll sich wieder lohnen“, verbirgt sich zudem die Abwertung vermeintlich eigen-verschuldeter Armut. In diesem Zusammenhang werden politische Bewegungen, die ökonomische Interessengegensätze und die Beförderung sozialer Mobilität – statt kultureller Identität – ins Zentrum ihrer Bemühung stellen, als politische Feinde ausgemacht. Als autoritaristische Bestrebung (Sehnsucht nach einem „starken Staat“) propagieren Rechtsextreme die Errichtung einer repressionsfreudigen, rechtliche Gleichheit aushebelnden und Einzelpersonen sowie Institutionen in ihren Artikulationsmöglichkeiten einschränkenden Staatsmacht. Der Blick in die Vergangenheit wird im Sinne eines kollektiven Identitätsbedürfnisses mittels nationalisierender Geschichtsbetrachtung begangen, bei der die „Größe der Nation“ beschworen wird.

2) *Struktur und Funktion der Ideologie*: Um reale Existenzsorgen umzulenken, bedient die extreme Rechte Verschwörungsphantasien. Die Suggestierung von Verfolgung, welche aus „Notwehr“ bekämpft werden müsse, legitimiert eigenes gewaltvolles Verhalten. Während Einzelne und Deprivilegierte Aufwertung und Geborgenheit in rechtsextremer Gemeinschaft finden, kann eine biologistisch begründete Werteelite¹⁴ durch die Behauptung,

13 Wie offen oder versteckt die Abwertung des als fremd Markierten ausfällt, ist dabei eine Frage gesellschaftlicher Hegemonie. Solange diese Abwertung nicht öffentlich „sagbar“ ist oder sogar juristisch sanktioniert wird, agieren Rechtsextreme in der Artikulation ihrer Ideologie taktisch vorsichtiger.

14 Als „Werteelite“ versteht Holzer eine rechtsextreme Elite, deren Hinwendung nicht mittels Deprivilegierung erklärbar ist. Stattdessen greift hierbei das Bedürfnis, die eigene gesellschaftlich

die „wahren Bedürfnisse des Volkes“ zu erkennen und zu vertreten, legitimiert werden. Ressentiments wie Nationalismus und Rassismus eignen sich dabei, um gesellschaftliche Widersprüche zu übertünchen und Gruppen zu konstruieren, die real wenig gemeinsam haben.¹⁵

3) *Politischer Stil*: Egal ob Rechtsextreme legalistisch oder terroristisch auftreten – je nachdem, welches Mittel erfolgversprechend ist – wird von ihnen eine Politik der Stärke und Gewaltlatenz bzw. Gewaltakzeptanz propagiert. Auch in der Sprache, in der Menschen verdinglicht werden¹⁶ und emotionalisierend politisiert wird, zeigt sich strukturelle Gewalt.¹⁷ Im Motto „Härte muss sein!“ drückt sich sozialdarwinistische Gewaltakzeptanz aus.

4) *Organisationstypik*: Die extreme Rechte teilt autoritaristische Interaktions- und Organisationsprinzipien. Diese zeichnen sich durch einen Widerspruch aus, der „Freiheitsstreben“ nach außen inszeniert und Vereinheitlichung nach innen fordert. Dies kann sich auf rechtsextreme Parteien („einzige demokratische Partei“) ebenso wie auf Organisationen und Vereine beziehen.¹⁸

5) *Individual- und sozialpsychische Prädispositionen*: Erkenntnisse sozialwissenschaftlicher Forschung zitierend, führt Holzer individual- und sozialpsychologische Einstellungen, Orientierungen und Verhaltensdispositionen an, die die Übernahme extrem rechter Ideologeme begünstigen. U. a. bezieht er sich dabei auf die „Studie zum autoritären Charakter“¹⁹, welche einer durch Persönlichkeitsmerkmale verwobenen „Charakterstruktur“ entscheidenden Einfluss auf politisches Denken und Handeln zuspricht. Destruktivität und Zynismus im Umgang mit dem Humanen, Neigung zu Projektionen und zur Hervorhebung des Sexuellen, starre Fixierung auf Werte mittelständischer Konventionen (Konventionalismus), untertänig-unkritisches Verhalten gegenüber idealisierten moralischen

überlegene Position durch Ideologie zu legitimieren und aufrechtzuerhalten.

15 Die „nationalistische Umklammerung“ einer Gruppe („wir Österreicher“), unterstellt eine Gemeinsamkeit dieser Gruppe, welche durch Ideologie hergestellt wird. Die Gleichmachung „nach innen“, dient der Konstruktion einer „Fremdgruppe“, welche ausgegrenzt werden kann. Ein nationalistisch oder „völkisch“ verstandenes „Wir“ zielt somit nicht auf einen gemeinsamen rechtlichen Status (Staatsbürger*innenschaft) ab, sondern auf die Unterstellung einer gleichen „Wesensart“.

16 Die Verdinglichung von Menschlichem kann nicht per se als rechtsextrem bezeichnet werden, sondern nur als Zuspitzung kapitalistischer Prinzipien (Zweckrationalität und Verwertung).

17 Unter struktureller Gewalt verstehe ich die Legitimierung oder Etablierung gesellschaftlicher Mechanismen, die zu Abwertung und Ausgrenzung von Individuen (als Teil einer Gruppe) führen. Insofern ist bspw. die Verbreitung menschenverachtender Ideologie und Narrative („Flüchtlingskatastrophe“, „Überfremdung“ etc.) strukturelle Gewalt, die zur Verschiebung eines Diskurses beiträgt. Ebenso verstehe ich bspw. politische Beschlüsse, die faktisch ein Recht auf Asyl aushebeln (z.B. Push-Backs), als strukturelle Gewalt.

18 Ideologische Glättung kann zwar auch bei nicht-rechtsextremen Zusammenschlüssen festgemacht werden. Allerdings erfährt die Ausübung eines autoritären Innenlebens im Rechtsextremismus eine Zuspitzung. Dadurch könne Gemeinschaft als widerspruchsfrei imaginiert und die Bindung zwischen Autoritätspersonen und Gefolgschaft eng geführt werden.

19 Theodor W. Adorno, Studien zum autoritären Charakter (Frankfurt a. M. 112018).

Autoritäten der Eigengruppe, Hang zur Verurteilung und Bestrafung Dritter, die konventionelle Werte verletzen etc. sind Beispiele für in der Studie festgemachte Persönlichkeitsmerkmale als Grundzüge einer autoritären Charakterstruktur. Als psychosoziale Ursache dieser Persönlichkeitsmerkmale wurde in der Studie eine Ich-Schwäche festgemacht.²⁰

6) *Sozialschichtenspezifische Prädispositionen*: Welche soziale Schicht gerade besonders auf extrem rechte Angebote anspricht, hängt vom sozialen und ökonomischen Strukturwandel (Krisen, Modernisierungsrisiken) ab, der den eigenen Status tatsächlich oder befürchtet minimiert.²¹ Unter 5) benannte psychische Prädispositionen (autoritär-aggressive Charaktermerkmale) werden dann aktiviert, wenn Marginalisierung und Statusminderung (voraussichtlich) drohen und extrem rechte Politikverheißungen diese Thematik aufgreifen. Individualisierungsschübe als Begleiterscheinung kapitalistischer Modernisierungsprozesse stehen mit kollektiven Pflichtwerten in Zusammenhang. Diese Anzahl an Möglichkeiten „was ich sein könnte“, bringt Unsicherheit mit sich: Wer es nicht schafft, die Möglichkeit an Orientierungschancen für sich nutzbar zu machen, ist davon überfordert. Die Auflösung und Umwandlung bestehender Werte wird damit nicht als angenehm, sondern als neue (überwältigende) Anforderung empfunden.²² Freiheits- und Geltungschancen eröffnen nur

20 Freud arbeitet im Zuge seiner psychoanalytischen Praxis die Trias Ich, Über-Ich (als Synonym zu Ich-Ideal) und Es heraus. Dem Es als unbewusstem Teil der Psyche entsprechen Triebe und Bedürfnisse. Die Vermittlung zwischen Anforderungen durch die Außenwelt und Es nennt Freud das Ich. Es und Ich sind aber als zwei Aspekte derselben „Sache“ zu verstehen: Das Ich ist die Oberflächenstruktur des Es, als durch „Vernunft und Besonnenheit“ vermittelte „Leidenschaft“ (Vgl. Sigmund *Freud*, Das Ich und das Es. In: Angela *Richards* (Hg.), *Gesammelte Werke*, Bd. 13 (London 1940) 265.). Als weitere Instanz kommt ein Bündel an Werten und Normen hinzu, welches durch Identifizierung mit anderen internalisiert wird („Gewissen“). Dieses Bündel nennt Freud „Über-Ich“. Es stellt für das Ich eine (weitere) Vermittlungsbemühung dar. Die Studie über den autoritären Charakter fand zu einem Zeitpunkt statt, in der die traditionelle kleinbürgerliche Familie mit einem patriarchalen Vater an deren Spitze ein zentrales Modell darstellte (wenn auch der Beginn ihrer Brüchigkeit sich bereits abzeichnete). Die sogenannte Ich-Schwäche wird hier dadurch erklärt, dass sich in der Phase der Implementierung des Über-Ichs (Ödipuskomplex) dieses durch die Identifizierung mit einem „allmächtigen“ und unterwerfenden Vater „überstark“ herausbilde: Das Maß an „sittlichen“ Ge- und Verboten bedinge eine Unterdrückung von Bedürfnissen (Es). Anstatt sich diese eingestehen zu können, werden Bedürfnisse auf andere „projiziert“, wo sie „der Moral entsprechend“ gehasst werden können, statt sie in das eigene Ich zu integrieren. Theoretische Anschlüsse an die Studien zum autoritären Charakter behaupten keine Auflösung autoritärer Charaktere, sondern eine Veränderung ihrer Entstehung. Bspw. würden nach der Auflösung der Rolle der Eltern als autoritäre Repräsentant*innen gesellschaftliche Prinzipien nicht mehr als Aushandlung und Konflikt mit realen Personen erfahren werden, sondern scheinbar „ohne Zwang“ auf das Individuum wirken (durch die Rolle von Peer-Groups, Medienkonsum etc.). (Vgl. *Adorno*, Studien zum autoritären Charakter; Johannes *Alberti*, Der ‚autoritäre Charakter‘ und die Voraussetzungen von Ideologiekritik im Spätkapitalismus.“, (o.A.), online unter <<https://www.conne-island.de/nf/144/20.html>> (25.09.2021).)

21 Bspw. ging der Erfolg der NPD Ende der 1960er Jahre auf die bäuerliche Wähler*innenschaft zurück. Angesichts technischer Modernisierungen in der Landwirtschaft fürchteten Bauern*Bäuerinnen um ihren künftigen qualitativen und quantitativen Status. Die NPD nahm diese Ängste in ihre Agitationsrhetorik auf und war damit erfolgreich. (Vgl. *Holzer*, Rechtsextremismus, 88f.)

22 Wer „objektive Chancen“ nicht nutzbar machen kann, muss sich von sich selbst und anderen subjektives Versagen vorhalten lassen. Gleichzeitig werden die objektiven kapitalistischen Strukturen dabei nicht als Kern des Übels ausgemacht, sondern die Schuld bei sich selbst, oder projektiv bei „Fremdgruppen“

für jene Chancen, die sie dank subjektiver Ressourcen nutzen können. Dies gilt in der Regel nicht für sozial Schwächere.²³

Die Relevanz subjektiver Funktionalität in rechtsextremem Denken und Handeln hervorzuheben, ist eine Antwort auf eine verkürzte Sicht von Rechtsextremismus. Wenn gesamtgesellschaftliche Ausgangsbedingungen²⁴ nicht als Grund für rechtsextreme Orientierungen reflektiert werden, wird das Problem „an den Rand“ geschoben. In Jesses und Backes Hufeisenmodell²⁵, in dem eine ideologiefreie Mitte jenseits menschenverachtender Einstellungen imaginiert wird, die von links und rechts durch einen verfassungsgefährdenden Extremismus bedroht werde, wird ein solches Bild von Rechtsextremismus bedient. Gleichzeitig wird damit antifaschistischer Aktivismus als vermeintlich linkes Pendant zu einem gewaltbereiten rechtsextremen Spektrum delegitimiert.²⁶ Die Verfassungsschutzbehörde in Deutschland popularisierte das Hufeisenmodell, das wiederum von deutschsprachigen Wissenschaftler*innen z. T. unkritisch übernommen wurde.²⁷ Stattdessen muss Rechtsextremismus „inhaltlich“ definiert werden, als „Zuspitzung“ gesamtgesellschaftlich virulenter menschenverachtender Ideologien. Nur so können einerseits Personen, Organisationen und Parteien als rechtsextrem beschrieben werden, welche physische Gewalt nicht (unmittelbar) als politisches Stilmittel

gesucht.

- 23 Die Anführung von Erklärungsansätzen in Punkten 5) und 6) verstehe ich als Auswahl und nicht als *die* zentralen Gründe für Rechtsextremismus. Geschlechterreflektierte Gründe fehlen gänzlich. Ebenso eine Ergänzung, dass Rechtsextremismus als „Dominanzartikulation“ zu verstehen ist und Rechtsextreme nicht als „Modernisierungsverlierer“ viktimisiert werden sollten. (Vgl. Birgit Rommelspacher, in dieser Arbeit S. 15f)
- 24 Beispielhaft für gesamtgesellschaftliche Bedingungen wären etwa der Zwang zur eigenen Verwertung und Nutzbarmachung für die Interessen anderer, um die eigene Existenz zu sichern, Leistungsimperative, bei denen Stärke und Durchsetzungsvermögen zählen, die Einübung einer gesellschaftlichen Hierarchie, der Ausschluss von Ressourcen und die strukturelle Reproduktion von Armut etc.
- 25 Uwe Backes, Eckhard Jesse, Politischer Extremismus in der Bundesrepublik Deutschland (Berlin 1993).
- 26 Aus diesen Gründen verwarfen sich als antifaschistisch verstehende Wissenschaftler*innen und Initiativen z. T. den Begriff „Rechtsextremismus“ und verwenden als Alternative „extreme Rechte“. (Vgl. Jörn Hüttmann, Extreme Rechte. Tragweite einer Begriffsalternative. In: *Forum für Kritische Rechtsextremismusforschung* (Hg.), Ordnung. Macht. Extremismus. Effekte und Alternativen des Extremismus-Modells (Wiesbaden, 2011), 327-346, hier: 328.) Ich verwende die beiden Begriffe mit der Anmerkung, dass ersterer Subjekte als Träger*innen rechtsextremer Ideologie eher sichtbar werden lässt, während „Rechtsextremismus“ als gesellschaftliches Phänomen einen abstrakteren Blick unternimmt, synonym. Unter „abstraktem Blick“ verstehe ich eine Längsschnittanalyse, die Rechtsextremismus als antiaufklärerische Antwort auf moderne Industriegesellschaften aufzeigt. Demgegenüber benötigt es empirische Zugänge, um verstehbar zu machen, warum sich einzelne Personen mit jeweiligem (geschlechtlichem, sozio-ökonomischen usw. Hintergrund rechtsextremen Lebenswelten annähern und sich von ihnen abwenden.
- 27 Vgl. Bernhard Weidinger, Zwischen Kritik und konservativer Agenda. Eine Verteidigung des Rechtsextremismusbegriffs gegen seine Proponent*innen. In: *FIPU* (Hg.), Rechtsextremismus. Band 1: Entwicklungen und Analysen (Wien 2014), 69–87.

wählen²⁸, und zudem Rechtsextremismus als Folge struktureller gesamtgesellschaftlicher Bedingungen erklärt werden. Als geschlechterreflektierte Erweiterung von Holzers Rechtsextremismus-Definition hat Heribert Schiedel, ebenfalls DÖW-Mitarbeiter, die Aspekte „Kult des (Helden)Todes und der Stärke/Männlichkeit, Hass auf alles ‚weiblich‘ identifizierte Schwache“, sowie „Antifeminismus“²⁹ angeführt. Wie diese geschlechtsspezifischen Ideologeme mit einer gesellschaftlichen (Re-)Produktion von Geschlecht zusammenhängen, möchte ich im folgenden Begriffskapitel zu Geschlecht und Männlichkeit erklären.

2.2 Was ist Geschlecht? Was ist Männlichkeit?

Für meine Arbeit interessiert Geschlecht im Hinblick seines psychosozialen Werdensprozesses und seinem Verhältnis zu Herrschaft.³⁰ Diesen psychosozialen Werdensprozess bezeichne ich – in feministisch–psychoanalytischer Tradition – als vergeschlechtlichte Subjektivierung. Darunter verstehe ich „Erfahrungsaufschichtungen“, welche Menschen als Männer und Frauen sozialisieren. Dazu zählen nicht nur die Einübung von geschlechtlichen Erwartungen – „als Mann habe ich mich so und als Frau so zu verhalten“ – welche mit Anerkennung belohnt werden, sondern ebenso die Herausbildung von Wünschen, Vorlieben und Begehren. Damit ist eine unbewusste Ebene von Geschlecht angesprochen, auf welche ich in den folgenden Ausführungen zu (männlicher) Geschlechtsidentität zu sprechen komme. Wie wird „Geschlecht“ und „Männlichkeit“ hergestellt? In welchem Zusammenhang stehen psychosoziale, „individuelle“ Reproduktion und gesellschaftliche Dimension von Geschlecht? Wie korrespondieren diese mit einem rechtsextremen Ideal „soldatischer Männlichkeit“? Ich beziehe mich bei der Beantwortung dieser Frage(n) auf Jessica Benjamins Theorie eines (vergeschlechtlichten) dialektischen Verhältnisses von Autonomie und Anerkennung³¹ und daran anschließend auf Rolf Pohls Konzept des „Männlichkeitsdilemmas“.³² Um eine Verbindung zwischen psychosozialen

28 Gerade für Österreich, in welchem es eine im Parlament vertretene rechtsextreme Partei gibt, die als Auffangbecken für neonazistisches bis konservatives Klientel dient und formal als verfassungskonforme Partei auftritt, ist die Differenzierung des Rechtsextremismus-Begriffes von zentraler Bedeutung.

29 Schiedel, Der rechte Rand, 25.

30 Anstatt an dieser Stelle „weit auszuholen“, setze ich ein Verständnis von Geschlecht als kulturellem Produkt („Gender“) voraus. In Anlehnung an Butler erachte ich dabei nicht nur „Gender“, sondern ebenso „sex“ als Folge eines langen und ständig wiederholten sozialen Normierungsprozesses als „hergestellt“. Feministische Überlegungen zum Verhältnis von Geschlecht und Körperlichkeit sind aber nicht (expliziter) Gegenstand meiner Arbeit und führen daher zu weit. Ich erlaube mir daher, mit einem Verweis auf ihre kulturelle Herstellung die Begriffe Geschlecht und Gender synonym zu verwenden.

31 Vgl. Benjamin, Die Fesseln der Liebe.

32 Rolf Pohl, Das ‚eigene‘ und das ‚andere‘ Geschlecht; Pohl, Feindbild Frau.

Dynamiken in den Individuen und einer kulturellen/gesellschaftlichen Dimension herzustellen, ziehe ich Raewyn Connells Konzept „hegemonialer Männlichkeit“ heran,³³ sowie den in der geschlechterreflektierten Rechtsextremismusforschung gebräuchlichen Begriff „soldatischer Männlichkeit“.

Jessica Benjamin formuliert in den späten 1980er Jahren eine feministische Kritik am bisherigen psychoanalytischen Blickwinkel, welchen sie als „intrapsychisch“ bezeichnet. Statt weiterhin nur von einem Verhältnis von Subjekt zu Objekt auszugehen,³⁴ müsse diese Betrachtung um einen intersubjektiven Ansatz – dem Verhältnis zwischen Subjekt und Subjekt³⁵ – erweitert werden. Bindungen liest Benjamin in einem Spannungsverhältnis von Anerkennung und Selbstbehauptung. Unter Anerkennung versteht Benjamin das handelnde Wahrnehmen der Subjektivität des*der anderen, unter Selbstbehauptung die handelnde Wahrnehmung der eigenen Subjektivität, in Abgrenzung zu anderen. Dialektisch sei das Verhältnis, weil erst durch die Anerkennung anderer Subjekte meine eigene Selbstbehauptung konstituiert werde. Gleichzeitig benötige ich eine subjektive Eigenständigkeit, also Selbstbehauptung, um überhaupt Anerkennung geben und empfangen zu können.³⁶ Von diesem dialektischen Verhältnis ausgehend, erläutert Benjamin

33 Raewyn Connell, *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (Geschlecht und Gesellschaft, Opladen 1999). Anmerkung zur Zitation: Raewyn Connells „Deadname“, verwende ich nicht, auch wenn sie „Der gemachte Mann“ zu einem Zeitpunkt verfasste, an dem sie noch jenen Namen trug.

34 Ein psychoanalytischer Objekt-Begriff meint die Rolle/Funktion, welche eine andere Person für mich hat. Relevant dabei ist außerdem, dass Positionen aus früheren Konflikten und Erlebnissen in späteren Situationen und Beziehungen immer wieder wiederholt werden, bis zu dem Zeitpunkt, wo sie durch eine bewusste Reflexion aufgebrochen werden können. Das Verhältnis ist insofern eine Subjekt-Objekt-Beziehung, da neuen Personen (Objekt) mittels alter Muster begegnet wird und diese als Projektionsfläche ungelöster subjektiver Widersprüche dienen.

35 Benjamins Erweiterung basiert auf der Kritik der Vorstellung eines (Mutter-)Objektes als „willenlos“, funktional und nur für das Subjekt da seiend. Diese Erkenntnis hat sie an der Beobachtung von Mutter-Baby-Beziehungen entfaltet, wo sie beobachtete, dass Babies auf die Subjekthaftigkeit ihrer Mütter eingehen, nicht nur umgekehrt.

36 Dieses Spannungsverhältnis wird in einer kapitalistisch-heteronormativen Gesellschaften mit ihren Sphären von Öffentlichkeit und Privatheit an ihre jeweiligen Pole verschoben. Auf der einen Seite wird in der öffentlichen Sphäre Selbstbehauptung gesellschaftlich aufgewertet. Abhängigkeit von Anerkennung wird ideologisch verschleiert durch eine vermeintliche Eigenständigkeit erbrachter Leistung, d. h. die Relevanz von Care-Tätigkeiten, die andere für mich geleistet haben, wird geleugnet. Übrig bleibt ein vermeintlich autonom agierendes Individuum, welches sich nicht als *durch andere selbstständig* gebildet, sondern in Abgrenzung zu ihnen. Auf der anderen Seite wird das Verhältnis von Selbstbehauptung und Anerkennung in der privaten Sphäre zu Ungunsten von letzterem verschoben. Hier, in der Sphäre, in der weiblich sozialisierte Personen ihren „Wirkungsbereich“ zugesprochen bekommen, „verlieren“ diese ihre Autonomie, da ihre Position nur als In-Verbindung-Stehendes (Ehefrau, Partnerin, Mutter) besetzt wird. Warum diese Sphären trotz der rechtlichen Gleichstellung von Männern und Frauen nach wie vor jeweils eine geschlechtliche Zuordnung erkennen lassen, liegt an Subjektivierungserfahrungen, welche Kinder zu Mädchen und Jungen werden lassen und dadurch Begehren und Wünsche (für was ich mich begeistere) strukturieren. Ich habe hierbei in Anlehnung an Jessica Benjamin die Begriffe „Öffentlichkeit“ und „Privatheit“ benützt. Verwandte Pendanten wie Produktionssphäre/Reproduktionssphäre oder direktmarktvermittelte Sphäre/indirektmarktvermittelte Sphäre (Vgl. Jeanne Neton, Maya Gonzalez, *Die Logik des Geschlechterverhältnisses. Über die Sphärentrennung und den Prozess der Abjektion*. In: *Outside the Box* Nr. 6 (o.J.): 45–58.) legen den Fokus auf ökonomische und weniger auf kulturelle

vergeschlechtlichte Subjektivierung. Sie geht davon aus, dass Jungen, um zu einer männlichen Geschlechtsidentität zu kommen, ihre frühere Bindung zu ihrer Mutter verleugnen müssen. Dies erfolge ab dem Zeitpunkt, an dem Jungen merken, dass ihre erste Bezugsperson, mit der sie sich als „eins“ fühlten, geschlechtlich codiert ist, und zwar als Frau. In der Folge dessen würden sowohl die frühere Abhängigkeit von der Mutter als auch von allem weiblich Assoziiertem im Allgemeinen geleugnet werden. An die Stelle des Eingestehens von Abhängigkeit, sprich der Notwendigkeit von Anerkennung und Unterstützung durch andere, trete die Postulierung männlicher Autonomie.³⁷ Auch wenn die Identifikation als Mann (und Frau) bewusst „ausgesprochen“ wird. Der Prozess, welcher Personen so weit formt, sich als Mann oder Frau zu definieren, findet nicht bewusst statt. Dazu zählen ebenso psychosoziale Dynamiken, wie der Komplex um Anerkennung und Autonomie.

Als eine Folgeerscheinung formuliert Rolf Pohl anknüpfend an Benjamins intersubjektive Theorie das „Männlichkeitsdilemma“. Als Dilemma zeige sich dabei, dass Männer zwar von Frauen abhängig sind, um ihr heteronormativ-sexuelles Begehren auszuagieren. Gleichzeitig müssten sie aber ihre Abhängigkeit von Frauen leugnen, um ihre Geschlechtsidentität als Mann aufrechtzuerhalten. Im Zentrum des Dilemmas stehe dabei eine „Abwehr- und Kampfbereitschaft“, um die Sicherung von Macht und Kontrolle zu gewähren, welche durch Hass, Angst und Lust gegenüber allem mit Weiblichkeit Assoziiertem gekennzeichnet sei. Der von Pohl gebräuchliche Begriff „fragile Männlichkeit“³⁸ bezeichnet eine „intakte, aber bedrohte autonome Männlichkeit.“³⁹ Dabei würden „passive Teile menschlicher Bedürfnisse und menschlichen Seins“⁴⁰ projektiv abgespalten, auf andere übertragen und an diesen projektiv gehasst.⁴¹ Um jene „passiven Anteile“ an sich abzuspalten, werden in männlicher Geschlechtsidentität angstbesetzte Emotionen abgewertet,⁴² Schwäche und Scheitern nicht

Aspekte. Sie können die Verwobenheit von Ökonomie und Geschlecht m. E. nach besser ausdrücken, würden aber an dieser Stelle zu weit vom Thema wegführen.

37 Für Frauen gelte umgekehrt, dass der Pol Richtung Anerkennung verschoben werde, da sich Väter (unbewusst) weigern würden, sich mit ihren Töchtern zu identifizieren. Väter könnten, so Benjamin, als Personifikation eines „Außen, aktiv und unternehmerisch in die Welt gehenden“ eine Hilfe zur Ent-Identifikation mit der ersten primären Bezugsperson (in der Regel Frauen) sein und die Selbstständigkeit ihrer Töchter „bestätigen“. Durch die Verweigerung der Identifikation der Väter, würden Mädchen gekränkt zur Mutter „zurückkehren“ und in späteren Liebesbeziehungen versuchen, diese Identifikation nachzuholen (um als Subjekte anerkannt zu werden).

38 Siehe hierzu im Kapitel Forschungsstand Ausführungen zu „Angry white men“ von Heribert Schiedel.

39 Pohl, Feindbild Frau, 282f.

40 Schiedel, „Angry White Men“, 283.

41 Projektive Abwertung bzw. Hass richtet sich in diesem Falle gegen Frauen, „effeminierte“ Männer, kranke und körperlich eingeschränkte Menschen etc., weil sie etwas „dürfen“ – nämlich Schwäche zeigen – was Männern selbst verwehrt werde.

42 Eine meiner Ansicht nach offenkundige Erscheinung der Abwertung angstbesetzter Emotionen in männlicher Subjektivierung ist, dass viele Männer „verlernen müssen“ zu weinen.

nach außen gezeigt etc. Kontrolle, Souveränität und Dominanz hingegen – sowohl gegenüber dem eigenen emotionalem Innenleben, als auch äußeren Situationen gegenüber – müssten hergestellt und aufrechterhalten werden. Heribert Schiedel definiert daran anknüpfend Männlichkeit „[a]ls ein internalisiertes (psycho-)soziales Konstrukt mit ausgesprochener Fragilität.“ Als „Souveränisierungsstrategien“ bezeichne ich in Anlehnung an Pohl Praktiken wie „Dominanzartikulation“⁴³, um emotionale und soziale Situationen kontrollieren zu können. Im Falle eines Misslingens, „Herr der Lage zu sein“, kann durch Unterwerfung bzw. Erniedrigung des Gegenübers jene Kontrolle wiederhergestellt werden („Resouveränisierung“⁴⁴).

Um die Dimension von Macht, Kontrolle und Herrschaft in Bezug auf Geschlecht weiter verständlich zu machen, muss damit eine kulturelle bzw. überindividuelle Dimension erläutert werden. Damit beziehe ich mich auf Connells prominentes Konzept „hegemonialer Männlichkeit“.

Um die Struktur von Gender zu beschreiben, verweist Connell auf drei Dimensionen: Die Unterordnung von Frauen unter die Dominanz von Männern als „Machtbeziehung“ (1), „Produktionsbeziehungen“ (2) – in welchen geschlechtsspezifische Aufgaben/Sphären zugewiesen werden, woraus Männern eine „Dividende“ aufgrund ungleich verteilter, entlohnter und anerkannter Aufgaben zukomme – sowie eine „emotionale Bindungsstruktur“ (3), welche den Zusammenhang von Patriarchat und Heterosexualität und damit Begehrenspraktiken, die die Geschlechterordnung formen, meint.⁴⁵ Davon ausgehend bezeichnet Connell die „Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt“⁴⁶ als „hegemonial“. „Hegemoniale Männlichkeit“ sei aber kein „starr, über Zeit und Raum unveränderlicher Charakter.“⁴⁷ Der Vorzug von Connells Begriff „hegemonialer Männlichkeit“ gegenüber „Patriarchat“ ist es, unterschiedliche Machtbeziehungen unter Männern – und nicht nur gegenüber Frauen – zum Ausdruck bringen zu können. Damit geraten auch andere Kategorien, wie sexuelle Orientierung, „race“ und „class“ – in Verschränkung mit Geschlecht bzw. Männlichkeit – in den Blickpunkt. Das Aufzeigen intersektionaler Zusammenhänge ist somit ein zweiter Vorzug von Connells Begrifflichkeit. Durch die

43 Vgl. Birgit Rommelspacher, Rechtsextreme als Opfer der Risikogesellschaft. Zur Täterentlastung in den Sozialwissenschaften. In: Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Heft 2-2 (1999) 75–87.

44 Synonym dazu verwende ich den Begriff „Souveränisierung“.

45 Vgl. Connell, Der gemachte Mann, 94.

46 Connell, Der gemachte Mann, 97.

47 Connell, Der gemachte Mann, 97.

Analyse des Geschlechterverhältnisses entwickelt Connell „einen Rahmen [...], indem verschiedene Arten von Männlichkeit festgemacht werden können, und deren Veränderungsdynamik.“⁴⁸ Egal in welcher Position sich Männer hierarchisch zueinander befinden, profitieren sie dennoch von einer „patriarchalen Dividende“, welche sie im Geschlechterverhältnis Frauen überordnet. Beispielhaft dafür ist von Frauen geleistete unsichtbare emotionale Arbeit, aufgrund derer sich Männer („unbekümmerter“) ihrer Funktion am Arbeitsplatz zuwenden können.

Die psychosozialen Komponenten von Männlichkeit (und Weiblichkeit) in Bezug auf Anerkennung und Selbstbehauptung, Souveränität und Abspaltung von Angst und Schwäche spiegeln sich auf gesellschaftlicher Ebene wider. Dass Frauen bspw. trotz juristischer Gleichstellung in schlechter bezahlten Erziehungs- und Pflegeberufen, bei denen eine Sorgeleistung und Einstimmung für und mit anderen im Mittelpunkt stehen, den Hauptteil der Beschäftigten ausmachen, ist Ausdruck dieser Komponenten.⁴⁹ Gleichzeitig wird Fürsorge, egal ob öffentlich oder privat geleistet, abgewertet und mit Schwäche assoziiert. Auf der anderen Seite findet eine „Gleichsetzung von Männer[n] mit Vernunft“⁵⁰ statt, wobei Ratio wiederum mit einem autonomen (männlichen) Subjekt verknüpft wird.⁵¹ Männer werden als „Identifikation“ von Vernunft als „Vertreter und Exekutoren der Interessen der Gesamtgesellschaft“⁵² ausgemacht. Für die Sozialisation männlicher Personen bedeutet dies, mit Connell gesprochen, dass „Männlichkeit von Jungen [...] auf die spätere Berufstätigkeit zugeschnitten“ wird, sodass Männlichkeit als eine „Verinnerlichung technischer Vernunft durch den Einzelnen“⁵³ bezeichnet werden kann.

Ausgehend von der folgenden Definition von Männlichkeit von Connell, möchte ich abschließend auf Veränderungspotenziale von Männlichkeit und dem Geschlechterverhältnis allgemein zu sprechen kommen. Connell definiert Männlichkeit als „Praxis“, die durch das „Geschlechterverhältnis strukturiert wird“. Damit sagt sie auch etwas über die Entstehung, Wiederherstellung und Veränderung von Männlichkeit aus: Sie sei „ein politischer Prozess.“ Auf gesellschaftlicher Ebene drückt sich dieser Prozess als – durch feministische Kämpfe und „maskulinistische Backlashes“ bestimmtes – umkämpftes Feld aus. Die Verknüpfung feministischer Forderungen und kapitalistischer Modernisierungsdynamiken stellt neue

48 Connell, *Der gemachte Mann*, 87.

49 Vgl. Niklas Molter, *In welchen Branchen Frauen arbeiten - und in welchen nicht*. In: *Augsburger Allgemeine* (08.03.2018), online unter: <<https://www.augsburger-allgemeine.de/wirtschaft/In-welchen-Branchen-Frauen-arbeiten-und-in-welchen-nicht-id50526151.html>> (28.4.2021).

50 Connell, *Der gemachte Mann*, 185.

51 Vgl. Benjamin, *Die Fesseln der Liebe*, 177–199.

52 Connell, *Der gemachte Mann*, 185.

53 Connell, *Der gemachte Mann*, 186.

Anforderungen an Männer (bspw. ebenso Fürsorge- und emotionale Arbeit zu leisten). Daraus resultiert für einzelne Männer, über vergeschlechtlichtes Verhalten, Begehren und Wünsche reflektieren zu müssen.⁵⁴ Eine Abwehr dessen bedeutet die Verteidigung eines hegemonialen Anspruches.

Den deutlichsten Ausdruck findet diese Abwehr in rechtsextremen und maskulinistischen Bewegungen. Hier wird männliche Hegemonie als „natürlich“ begründeter Zustand verteidigt. In einem diesem Denken entsprechenden „soldatischen Männlichkeitsbild“ werden hierarchische Gehorsamkeit, die Behauptung von Stärke durch Demonstration oder Androhung physischer Gewalt und Disziplinierung⁵⁵ als bestimmende Männlichkeitsattribute festgemacht. Auch eine Abwertung von mit Weiblichkeit und Schwäche Assoziiertem findet einen manifesteren Ausdruck. Während „soldatische Männlichkeit“ in Deutschland und Österreich nach 1945 ihren hegemonialen Status verloren hat, „wird ein entsprechendes Idealbild in / von der extremen Rechten auch weiterhin gepflegt.“⁵⁶ Insofern kann „soldatische“ bzw. „rechtsextreme Männlichkeit“⁵⁷ zum einen psycho-sozial als Überkompensation bzw. Überaffirmation oben beschriebener Marker männlicher Subjektivierung begriffen werden. Weil die psychische Verdrängung und Projektion eigener Schwächeanteile immer „durchlässig“ ist und kontinuierlich „erneuert“ werden muss, muss das Gegenteil – die Ungebrochenheit eigener Härte – umso vehementer zum Ausdruck gebracht werden. Zum anderen erscheint das Festhalten an einem verloren gegangenen gesellschaftlichen Zustand der ideologischen Rechtfertigung männlicher Dominanz geschuldet, welche vor 1945 deutlich weniger hinterfragbar erschien.

Meinen theoretischen Fokus auf Geschlecht habe ich entlang zweier „Dimensionen“ dargelegt: Einmal als vergeschlechtlichte Subjektivierung, die auf die Ebene von Individuen abzielt. Autonomie, Souveränität und die Abwertung von Schwäche habe ich mit Benjamin und Pohl als Marker männlicher Subjektivierung aufgezeigt. Auf kultureller bzw.

54 Die Reflexion jenes psychosozialen Prozesses ist zwar ein aufwändiges und schmerzhaftes Unterfangen, allerdings ein mögliches. Die psychologische Komponente – im Reflexionsprozess, aber auch in Bezug auf das Geschlechterverhältnis allgemein – zu betonen, scheint mir an dieser Stelle wichtig. In der Behauptung, das Geschlechterverhältnis sei „lediglich“ ein soziales Konstrukt, mutet seine Veränderung m. E. deutlich einfacher an. Dabei wird der gesamte Komplex (unbewusster) psychischer Dynamiken ausgeblendet. Diese lassen Männer (und Frauen) trotz theoretisch-(pro-)feministischer Positionen psychosoziale Handlungspraxen wiederholen, die diesen Positionen entgegenstehen.

55 Dies meint nicht unbedingt (nur) körperliche Disziplinierung, sondern auch Anforderungen und Verbote, was ich tun und unterlassen muss, um als „echter“ Mann zu gelten.

56 Fabian *Virchow*, Tapfer, stolz, opferbereit. Überlegungen zum extrem rechten Verständnis ‚idealer Männlichkeit‘. In: Robert *Claus*, Esther *Lehnert*, Yves *Müller* (Hg.), „Was ein rechter Mann ist ...“. Männlichkeiten im Rechtsextremismus (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, 68., Berlin, 2010), 39-52, hier: 39.

57 Ich benutze diese Begriffe im Folgenden synonym.

gesellschaftlicher Ebene habe ich mit Connell männliche Hegemonie als Kern des Geschlechterverhältnisses skizziert, welche sich in „individuellen“ vergeschlechtlichten Sozialisationsprozessen reproduziert und in Wechselwirkung diese wiederum produziert. Als manifeste Form männlicher Dominanzbekundung und Weiblichkeitsabwehr habe ich „soldatische Männlichkeit“ als Idealbild der extremen Rechten begrifflich gefasst. Die geschlechtliche Ebene betreffend, stellen somit (rechtsextreme) stärke- und dominanzbetonte Männlichkeitsinszenierungen eine Zuspitzung allgemeiner männlicher Subjektivierung dar. Wie andere Ideologeme von Rechtsextremismus sind die Gründe dieser Geschlechterbilder damit in der „Mitte“ der Gesellschaft zu suchen.

3. Forschungsstand

Für meine Arbeit relevante Forschungsstände habe ich in zwei Bereiche geteilt: Forschung, welche geschlechterreflektiert die Hinwendung zur, und jene, welche die Distanzierung von der extremen Rechten analysiert. Deutlich umfangreicher ist der Bestand an Forschungsarbeiten, welche die Hinwendung mit einem Geschlechterfokus analysieren und im folgenden Kapitel vorgestellt werden. Im Gegenzug dazu wird die Kategorie Geschlecht in der Beforschung von Distanzierungsverläufen kaum analytisch, sondern bestenfalls deskriptiv gefasst. Möglichen Gründen dafür, sowie der Frage nach methodologischen Werkzeugen in geschlechterreflektierter Rechtsextremismusforschung, werde ich im zweiten Kapitel nachgehen.

3.1 Geschlechterspezifische Hinwendungsgründe & Männlichkeiten im Rechtsextremismus

Die Gegenüberstellung der Forschungsfelder „Männlichkeit und Rechtsextremismus“ und „Frauen und Rechtsextremismus“ zeigt ein Ungleichgewicht auf. Rechtsextreme Frauen werden in Folge journalistischer und sexistischer Betrachtung vielfach verharmlost. Einer der Hauptverdienste der Forschung zu rechtsextremen Frauen ist es somit, sie als Akteurinnen in der extremen Rechten sichtbar zu machen und einer Relativierung der von ihnen ausgehenden Gefahr entgegenzuwirken. Das fehlende geschlechtliche Pendant „Männer und Rechtsextremismus“ verweist darauf, dass Männer im Rechtsextremismus eine unsichtbare Norm darstellen, welche eine geschlechtsblinde Rechtsextremismusforschung nicht benennen kann. Um dieser Unsichtbarkeit entgegenzuwirken, haben allen voran

psychoanalytische und sozialpädagogische Beiträge aus dem Themenfeld „Männlichkeit und Rechtsextremismus“ die Frage gestellt, was Männlichkeit mit Rechtsextremismus zu tun hat. Im Folgenden werde ich für meine Arbeit relevante Forschungsarbeiten aus dem deutschsprachigen Raum vorstellen, die sich diesem Zusammenhang widmen. Eine kurze inhaltliche Skizzierung einzelner Beiträge – auch zu „Frauen im Rechtsextremismus“ – stelle ich an, um mein eigenes begrenztes empirisches Sample ins Verhältnis mit Erkenntnissen und Annahmen geschlechterreflektierter Rechtsextremismusforschung zu setzen bzw. es damit zu kontrastieren.

Zwischen 2010 und 2015 sind – innerhalb kurzer Zeit – vier Sammelbände zum Themenfeld Rechtsextremismus und Geschlecht in Deutschland erschienen. Als einziger hat der Sammelband „Was ein rechter Mann ist“ einen expliziten Fokus auf Männlichkeit. Entgegen der Vernachlässigung von Geschlecht und Männlichkeit in der Rechtsextremismusforschung erachteten die Herausgeber*innen Männlichkeit als „konstitutiv für rechtsextreme Phänomene, ihr ideologisches Gerüst, ihre Agitation und Mobilisierung“.⁵⁸ Der Stellenwert völkischer Familien- und Geschlechterbilder, männerbündischer Zusammenschlüsse als Organisationsform, sowie rechtsextremer Politikrhetorik, die auf Resouveränisierung einer verlorengegangenen „hegemonialen Männlichkeit“ abzielt, bilden hierfür Argumentationsgrundlagen. Der Großteil der Beiträge basiert auf der Analyse rechtsextremer Politikinszenierungen und Publikationen, sowie ideologie- und männlichkeitskritischen Theoriebezügen, wohingegen sich Erkenntnisse aus der beruflichen Praxis mit rechtsaffinen/rechtsextremen Jungen und Männern auf zwei Beiträge beschränken.⁵⁹ Konsens – auch über die Publikation hinausgehend – ist die Behauptung soldatischer Männlichkeit als hegemonialer Männlichkeit im Rechtsextremismus. Soldatische Männlichkeit kann in der Mehrheitsgesellschaft als antiquiert bezeichnet werden und hat durch eine Pluralisierung von Männlichkeit ihren hegemonialen Status verloren. Anders wird im Rechtsextremismus

„einem romantisierten und mythologisierten ‚früheren‘ Zustand, der brachiale, biologisierte Macht- und Gewaltverhältnisse zelebriert, das Wort geredet. Demzufolge richtet sich rechtsextreme Politik gegen die ‚fluktuierende Massengesellschaft‘, in der Liberalismus, Multikulturalismus, Homosexualität und ein als

58 Claus (Hg.), „Was ein rechter Mann ist...“, 9.

59 Kritisch anzumerken ist mit Johanna Sigl, dass es im Forschungsfeld „Männlichkeit und Rechtsextremismus“ einen deutlichen Überhang von Bezügen auf Connells Männlichkeitskategorien gibt, welche vielfach wiederholt als schablonenhafte Raster verwendet werden und um eine Perspektive auf rechtsextreme Handlungspraxen jenseits soldatischer Männlichkeit erweitert werden sollten.

egoistisch wahrgenommener Feminismus die ‚Zerstörung der Grundlagen menschlichen Lebens‘ bereiten und nur ‚identitätskastrierte Gegenwärtskrüppel‘ produzieren würden. Nach rechtsextremer Lesart seien ‚deutsche‘ Männer, deren zentrale Lebensmittelpunkte ‚Arbeit, Familie, Vaterland‘ bilden, in ihrer Machtposition bedroht und quasi verfolgt.“⁶⁰

Auf (geschlechtliche) Pluralisierung abzielende Bewegungen werden somit in der extremen Rechten als Bedrohung einer natürlich begründeten Überlegenheit von Männern ausgemacht. Die Beschwörung soldatischer Männlichkeit funktioniert dabei als Kompensation eines gesellschaftlichen Zustandes, der als Machtverlust erlebt wird. Kurt Möller bspw. beschreibt in seinem Beitrag des Sammelbandes rechtsextreme Phänomene u.a. als Folge einer Suche nach männlicher Identität, die sich im Spannungsfeld zwischen hegemonialen Ansprüchen und erlebter Marginalisierung befindet.⁶¹ Als Beispiele für Marginalisierungserfahrungen von rechtsextremen Jungen und Männern nennt Möller „Bildungsmängel, benachteiligte Wohnverhältnisse, ökonomische Problemlagen, gewaltaffine Freundschaften, familiäre Brüche, psychische Probleme, Schwierigkeiten des Bestehens auf dem Arbeitsmarkt, Distanz zu intermediären Instanzen und eigene Gewalterfahrungen als Opfer.“⁶² Möller betont dabei, dass Marginalisierungserfahrungen von rechtsextremen Männern/Jungen, trotz ihres hegemonialen Überlegenheitsanspruches gegenüber Frauen und rassistisch Diskriminierten, *subjektiv* erfahren werden. Diese Konkretisierung einerseits („subjektiv empfunden“), sowie eine Erweiterung von Möllers Ansatz um kritische Männlichkeitstheorie andererseits, ist Resultat feministischer Kritik an Möllers früheren Positionen. Bereits zu Beginn der 1990er Jahre kritisiert Birgit Rommelpacher in ihrem Aufsatz „Rechtsextreme als Opfer der Risikogesellschaft. Zur Täterentlastung in den Sozialwissenschaften“ Wilhelm Heitmayer und Kurt Möller für ihre täterzentrierte Defizithypothese. Sie wirft den beiden vor, „Moderinisierungsrisiken“⁶³ als (ausschließliches) Argument für rechtsextreme Hinwendungen anzuführen. Dabei, so

60 Claus (Hg.), „Was ein rechter Mann ist...“, 15.

61 Unter „marginalisierter Männlichkeit“ versteht Möller in Berufung auf Connell Männer, „die durch Faktoren wie »Rasse« oder »Klasse« an den Rand der Hegemonialstrukturen (und damit der Männer-Gesellschaft) gedrückt werden.“ (Kurt Möller, Männlichkeitsforschung im Rahmen von Rechtsextremismusstudien. Ausgangspunkte, Ansätze, Ergebnisse und Perspektiven. In: Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hg.), „Was ein rechter Mann ist ...“. Männlichkeiten im Rechtsextremismus (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, 68., Berlin, 2010), 25-38, hier: 32.)

62 Möller, Männlichkeitsforschung im Rahmen von Rechtsextremismusstudien, 34.

63 Darunter versteht Rommelpacher (in Bezug auf Heitmayers und Möllers Thesen) Individualisierungsschübe, die aus der „Erosion aller traditionellen Lebensformen, vor allem der Kleinfamilie“ entspringen. Die „Zerstörung sozialer Netze und traditioneller Bindungen“ würden damit in einer „Verletzlichkeit und Orientierungslosigkeit“ münden, die „die Sehnsucht nach Halt und vorgegebener Ordnung wachsen lassen.“ (Rommelpacher, Rechtsextreme als Opfer der Risikogesellschaft, 75.).

Rommelspacher, verlieren die Autoren „die Funktion der Ideologie in der Verteidigung von Privilegien“⁶⁴ aus den Augen:

„Und so kann ein Bild des Rechtsextremen konstruiert werden, der aufgrund schwerer Spannungen, Ängste und Konflikte Halt und Orientierung sucht. Es handelt sich hier um eine Parallele zum Kernstück patriarchaler Argumentationskunst, in dem die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern nicht wahrgenommen und die Privilegierung und Vorteilmahme von Männern geleugnet wird.“⁶⁵

Rechtsextreme Hinwendung von Männern/Jungen im Spannungsfeld von erlebter Marginalisierung und hegemonialen Ansprüchen zu analysieren, ist auch angesichts meines empirischen Samples ein wichtiger Blickpunkt: Drei von vier Probanden können als ökonomisch deprivilegiert bezeichnet werden. Zwei davon erzählen ihre Lebens- und Hinwendungsgeschichte in Benachteiligungs- und Leidensnarrativen gerahmt – ohne dabei die Verteidigung weißer, männlicher Privilegien zu reflektieren. An diese Erkenntnis eines Spannungsverhältnisses schließen weitere Artikel des Sammelbandes an. Marc Brandt schildert aus seiner Berufstätigkeit als Erzieher, wie bei drei Jungs aus einer zu betreuenden Gruppe der Kinder- und Jugendhilfe „rechtsextreme Einstellungen in einem klaren Zusammenhang mit Männlichkeitsvorstellungen“⁶⁶ stehen. So zieht er Bilanz, dass „[d]ie Suche nach einer Geschlechtsidentität [...] sich bei den Jungen mit einer nach außen gerichteten Aggressivität [zeigte], einhergehend mit Heroisierung und Abwertung anderer. Das Verhindern von Statusmilderung war handlungsanleitend“. Zu einem ähnlichen Schluss kommt auch Olaf Stuve, der in seinem Beitrag zu „Geschlechterreflektierende[r] Arbeit mit Jungen als Prävention gegen rechtsextremistische Einstellungen und Handlungsmuster“⁶⁷ resümiert, dass die „Vorstellung von männlicher Überlegenheit [...] einen Ausgangs- wie auch zentralen Schnittpunkt mit anderen Überlegenheitsvorstellungen rechtsextremer Ideologie dar[stellt], nicht zuletzt, weil sie bloß eine Variante normaler Männlichkeitsanforderung zeigt“⁶⁸. Weil Jungen der Anforderung ausgesetzt sind, „sich der männlichen Konkurrenz um Überlegenheit zu stellen und eine damit verbundene Härte sich

64 Rommelspacher, *Rechtsextreme als Opfer der Risikogesellschaft*, 76.

65 Rommelspacher, *Rechtsextreme als Opfer der Risikogesellschaft*, 76.

66 Marc Brandt, Fallbeispiele zu geschlechterreflektierenden Strategien gegen Rechtsextremismus in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hg.), „Was ein rechter Mann ist ...“. Männlichkeiten im Rechtsextremismus (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, 68., Berlin, 2010), 237-249, hier: 238.

67 Olaf Stuve, *Geschlechterreflektierende Arbeit mit Jungen als Prävention gegen rechtsextremistische Einstellungen und Handlungsmuster*. In: Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hg.), „Was ein rechter Mann ist ...“. Männlichkeiten im Rechtsextremismus (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, 68., Berlin, 2010), 226-236.

68 Stuve, *Geschlechterreflektierende Arbeit mit Jungen*, 227.

und anderen gegenüber einzuüben“⁶⁹, erscheinen rechtsextreme Angebote attraktiv, um jener Aufforderung zur Überlegenheit gerecht zu werden. Olaf Stuve ist wissenschaftlicher Mitarbeiter von Dissens – Institut für Bildung und Forschung, welches, in Berlin ansässig, geschlechterreflektierte Präventions- und Bildungsprojekte entwickelt. Aus dem Umfeld von Dissens erschienen Mitte der 10er Jahre zwei Sammelbände, die Rechtsaffinität bei Jugendlichen als „subjektive Funktionalität“ im Sinne „geschlechtlicher Anforderungen“ analysieren. Dazu zählen der von Stuve und Andreas Hechler publizierte Band zu „Geschlechterreflektierter Pädagogik gegen Rechts“⁷⁰, sowie der von Katharina Debus und Vivien Laumann herausgegebene Sammelband „Rechtsextremismus, Prävention und Geschlecht“⁷¹. Anforderung an Jungen und Mädchen stellen dabei eine „zentrale Analysefolie“ dar, mittels derer Hinwendungsprozesse und Affinitäten für rechtsextreme Positionen betrachtet werden. Wie „androzentrische und heteronormative Prinzipien nach wie vor die Lebensrealität von Kindern und Jugendlichen ‚auf dem Schulhof‘ maßgeblich prägen“⁷², dient dabei als Ausgangspunkt für die Relevanz geschlechterreflektierter Präventionsarbeit:

„In neonazistischen Kontexten existieren das Angebot und die Möglichkeit, der gesellschaftlichen Aufforderung, ein ‚richtiger Mann‘ oder eine ‚echte Frau‘ zu sein und sein zu sollen, auf eindeutige Weise folgen zu können. Wenn es hingegen für einen Jungen oder ein Mädchen keine größere Bedeutung hat, als ‚echt‘, ‚richtig‘ oder ‚normal‘ wahrgenommen zu werden, sich ein Junge nicht als Kämpfer, Familienernährer und Beschützer beweisen muss oder sich ein Mädchen nicht als Mutter, verantwortlich für das Wohl des Ganzen und den Mann und die Familie stützend profilieren muss, dann ist es unwahrscheinlicher, dass diese in neonazistischen Kreisen landen.“⁷³

Ohne damit Geschlecht als einzigen oder „zentrale[n] Hinwendungsfaktor“⁷⁴ zu betrachten, gehen die Autoren davon aus, dass „Neonazismus nur mit ganz bestimmten Männlichkeiten

69 Stuve, Geschlechterreflektierende Arbeit mit Jungen 228.

70 Andreas Hechler, Olaf Stuve (Hg.), Geschlechterreflektierte Pädagogik gegen Rechts (Opladen / Berlin / Toronto 2015).

71 Katharina Debus, Vivien Laumann, (Hg.), Rechtsextremismus, Prävention und Geschlecht. Vielfalt_Macht_Pädagogik (Gender, Familie und Beruf, Arbeitspapier 302, Berlin 2014).

72 Hechler (Hg.), Geschlechterreflektierte Pädagogik gegen Rechts (Opladen / Berlin / Toronto 2015), 18.

73 Andreas Hechler, Olaf Stuve, Weder ‚normal‘ noch ‚richtig‘. Geschlechterreflektierte Prävention als Grundlage einer Neonazismusprävention. In: Andreas Hechler, Olaf Stuve (Hg.), Geschlechterreflektierte Pädagogik gegen Rechts (Opladen / Berlin / Toronto 2015), 44-72, hier: 46.

74 Hechler, Weder ‚normal‘ noch ‚richtig‘, 46.

und Weiblichkeiten funktioniert“⁷⁵, auch wenn es ein gewisses Spielfeld gibt, in welchem sich diese bewegen können. Bspw. lassen sich unter Einbezug klassen- und milieuspezifischer Blickpunkte alternative Artikulationsformen von Rechtsextremismus finden, welche nicht „unmittelbare und direkte Gewaltausübung“, sondern „autoritär agierende Staatsgewalt“⁷⁶ befürworten. Neben der Gefahr, die daraus resultiert, jene Ansichten als nicht rechtsextrem und damit weniger gefährlich einzuschätzen, ziehen Hechler und Stuve mit Bezug auf Möller auch einen Schluss in Bezug auf Männlichkeitskonstruktionen. Anstatt permanent „Kampfbereitschaft, Härte und Gewalt präsentieren [zu] müssen“,⁷⁷ kann Männlichkeit hierbei als „hilfsbereiter Freund, fürsorglicher großer Bruder, stylisch-cooler Typ oder liebevoller Beziehungspartner“ gelebt und dennoch mit rechtsextremen Einstellungen „kombiniert werden“.

Neben den Sammelbänden aus dem Umfeld von *Dissens* weist auch der von Ursula Birsl herausgegebene Sammelband „Rechtsextremismus und Geschlecht“⁷⁸ auf die Problematik einer einseitigen Betrachtung von Weiblichkeit/Männlichkeit bzw. Männern und Frauen im Rechtsextremismus hin. Einerseits machen Forscher*innen, welche sich mit Frauen im Rechtsextremismus beschäftigen, deutlich, dass diese als politische Subjekte ernst genommen werden müssen. Weiters artikuliere sich „weiblicher Rechtsextremismus“ anders als „männlicher“⁷⁹ und Frauen seien trotz ideologischer und handlungspraktischer Widersprüche aktive Rechtsextreme, die aus eigener Überzeugung für „ihre Sache“ streiten.⁸⁰ Andernfalls würde jene sexistische Betrachtungsweise dazu führen, dass von rechtsextremen Frauen ausgehende Gefahren nicht erkannt und ernst genommen werden. Auf der anderen Seite zeigen Theoretiker*innen, welche von kritischer Männlichkeitstheorie geleitet rechtsextreme Phänomene analysieren, auf, wie konstitutiv Männlichkeit für Rechtsextremismus ist. Anspruch geschlechterreflektierter Rechtsextremismusforschung, welche die Relationalität von Geschlecht reflektiert, müsse es mit Ursula Birsl also sein, „die feministische Sichtweise und die Sichtweise kritischer Männlichkeitsforschung“ zusammenzubringen. Damit würde ein „systematische[r] Geschlechtervergleich für Untersuchungen in den unterschiedlichen Phänomenbereichen des Rechtsextremismus und

75 Hechler, Weder ‚normal‘ noch ‚richtig‘, 45.

76 Hechler, Weder ‚normal‘ noch ‚richtig‘, 55.

77 Hechler, Weder ‚normal‘ noch ‚richtig‘, 55.

78 Ursula Birsl, *Rechtsextremismus und Gender* (Farmington Hills / 2011).

79 Siehe hierzu im folgenden Rommelspacher.

80 Vgl. Kurt Möller, Konstruktionen von Männlichkeiten in unterschiedlichen Phänomenbereichen des Rechtsextremismus. In: Ursula Birsl (Hg.), *Rechtsextremismus und Gender* (Farmington Hills / 2011). 129–146.

zur Gewalt erlaubt.“⁸¹ Beispielhaft kann hier der Beitrag von Birgit Rommelspacher erwähnt werden, welcher unterschiedliche „Motive, Konzepte und Rollenverständnisse“ von rechtsextremen Männern und Frauen analysiert. Rommelspacher kommt in ihrer Gegenüberstellung zum Schluss, dass Männer und Frauen in ihren jeweiligen „Bereichen“ rechtsextreme Ansichten „ausagieren“ würden. Während Frauen in ihrem unmittelbaren privaten Umfeld menschenverachtende Positionen durchsetzen und Abweichung ahnden, artikulieren rechtsextreme Männer Dominanz auf der Straße, der politischen Bühne, der Erwerbssphäre und in der Befürwortung von „expansionistischem Nationalismus“.⁸²

Für das Themenfeld „Männlichkeit und Rechtsextremismus“ kann behauptet werden, dass es sich vielfach um psychoanalytische Zugänge handelt. Dies liegt zum einen am häufigen Bezug auf Connell, die ihre qualitative Untersuchung von Männern selbst mittels psychoanalytischem/psychologischem Zugang anstellt. Im deutschsprachigen Kontext finden sich zudem Autoren, welche in Bezug auf die feministische Psychoanalytikerin Jessica Benjamin das Verhältnis von Männlichkeit und Rechtsextremismus untersuchen. Eine zentrale Überlegung von Rolf Pohl bspw. kreist um den Zusammenhang von Adoleszenz, männlicher Subjektkonstitution und einer (bereits erwähnten) „paranoiden Kampf-Abwehrhaltung.“⁸³ Auf Benjamins und Pohls Überlegungen zum „Männlichkeitsdilemma“ fußt Heribert Schiedels Beitrag „Angry White Man“.⁸⁴ Der Artikel geht der Frage nach, ob Rechtsextremismus bestimmte Männlichkeiten besonders anspreche. Schiedel kommt zu dem Schluss, dass Männern in der extremen Rechten dazu aufgefordert werden, eigenen Verunsicherungen durch Dominanzartikulation zu begegnen. Durch Unterdrückung Schwächerer und oftmals mittels Gewalt könne somit eigener fragiler Männlichkeit durch Selbstbehauptung und dem Zurschaustellen von Härte und Stärke „begegnet“ werden.

Mittels der erfolgten ausführlichen Darstellung des Forschungsstandes möchte ich punktuell theoretische Annahmen und Erkenntnisse geschlechterreflektierter Rechtsextremismusforschung aufzeigen, um damit meine Annäherung an und Blicke auf den Forschungsgegenstand verständlich zu machen. Kontrovers verhandelte Diskussionen in der Forschung, wie die Gefahren der Wiederholung einer „Defizithypothese“ einerseits und „subjektiv empfundenem“, oder erlebten Leid (ehemals) Rechtsextremer andererseits, oder

81 *Birsl*, *Rechtsextremismus und Gender*, 15.

82 Birgit *Rommelspacher*, *Frauen und Männer im Rechtsextremismus. Motive, Konzepte und Rollenverständnisse*. In: *Birsl* (Hg.), *Rechtsextremismus und Gender*, 51.

83 *Pohl*, *Das ‚eigene‘ und das ‚andere‘ Geschlecht*, 124.

84 *Schiedel*, „*Angry White Men*“, 278-312.

aber die Frage nach der „Kombinierbarkeit“ verschiedener Männlichkeitsentwürfe mit einer rechtsextremen Lebenswelt spiegeln sich auch in meiner Analyse des empirischen Materials.

3.2 Geschlechterreflektierte Forschung zu Distanzierungsgründen und -verläufen und methodologisches Werkzeug

Im Gegenzug zur Erforschung geschlechtlich bedingter Gründe für Hinwendungsprozesse und deren Verhinderung gibt es deutlich weniger Forschungsarbeiten, die Distanzierungsprozesse geschlechterreflektiert analysieren. Primär sind es Personen und Institutionen, die selbst Distanzierungsbegleitung leisten, welche sich dem Thema Distanzierung wissenschaftlich annehmen. Katherine Brown stellte in einem Artikel für das Radicalisation Awareness Network (RAN) fest, dass Gender in begleitender „Deradikalisierungsarbeit“ zu kurz komme:

„Ausstiegsprogramme sind aber anscheinend auf Männer zugeschnitten, fußen auf Radikalisierungstheorien, die das Geschlecht nicht berücksichtigen, oder übersehen, dass sie vor allem auf Daten von Männern basieren und die Rolle des Geschlechts in diesen Daten nicht ausreichend beachten.“⁸⁵

Brown gibt damit Hinweise auf Gründe, warum Geschlecht sowohl in der Distanzierungsbegleitung und in weiterer Folge in der wissenschaftlichen Begleitung vernachlässigt wird. Ausnahme hierzu bildet Dirk Borstels Beitrag „Wir hatten auch Spaß und haben gelacht...“ – Ein- und Ausstiegsprozesse von Männern und Frauen aus der rechtsextremen Szene“.⁸⁶ Anhand von Interviews ehemaliger Rechtsextremer macht Borstel wiederkehrende Ein- und Ausstiegsgründe fest. Im Falle von Ausstiegsprozessen sind dies bspw. romantische Beziehungen zu Personen außerhalb der rechtsextremen Szene,⁸⁷ Widersprüche zwischen gelebter Praxis und ideologischem Anspruch, längere Aufenthalte abseits der Szene (bspw. Gefängnis) etc. Borstel kommt zu dem Schluss, dass im Falle von Ausstiegsgründen und -verläufen Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern überwiegen

85 Katharine Brown, Geschlechtsspezifische Ansätze bei Ausstiegsarbeit. In: RAN Centre of Excellence (Hg.), Radicalisation Awareness Network, Ex-Post Beitrag (2019), o.A.

86 Dierk Borstel, „Wir hatten auch Spaß und haben gelacht...“ Ein- und Ausstiegsprozesse von Männern und Frauen aus der rechtsextremen Szene“. In: Ursula Birsl (Hg.), Rechtsextremismus und Gender (Farmington Hills / 2011) 297–313.

87 Eine kritische Kommentierung dieses Narratives stelle ich in der Fußnote 116 auf Seite 49 fest.

würden.⁸⁸ Jenseits eines oberflächlichen deskriptiven Vergleiches manifester Inhalte⁸⁹ analysiert Johanna Sigl im Rahmen ihrer Dissertation über „Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer“⁹⁰ geschlechterreflektiert narrative Interviews mit Männern und Frauen. Sigls Arbeit hat in dieser Hinsicht ein Alleinstellungsmerkmal und stellt einen bis dato fehlenden Forschungsbeitrag zum Themenfeld Distanzierung und Geschlecht dar. In ihren Analysen betrachtet Sigl u.a. „die Bedeutung, die die eigene Geschlechtskonstruktion in Relation zu den in der extremen Rechten dominierenden Geschlechterrollenbildern erlangt“,⁹¹ wodurch sie Widersprüche zwischen geschlechtlich gerahmten Handlungspraxen und Geschlechteridealen in der extremen Rechten in den Blick nehmen kann. Sigls Schlussfolgerung in Bezug auf Männlichkeit und Distanzierung ist, dass sich Männlichkeitskonstruktionen im Zuge der Distanzierung verändern können, aber nicht müssen. Zwar hätten einzelne Biografien gezeigt, dass die Ablehnung eines rechtsextremen Männlichkeitsentwurfes ein Distanzierungsgrund sein könne. Allerdings würden soldatische Männlichkeitsentwürfe auch in anderen Kontexten „weiter praktiziert“ werden. In Bezug auf ihren Fokus auf Geschlecht in der Betrachtung von Hinwendungs- und Distanzierungsprozessen kommt Sigl zu dem Schluss, „dass Rechtsextremismus ohne die Analyse des Geschlechterverhältnisses nicht verstanden werden“ könne, allerdings mit der Ergänzung, „dass Geschlechterkonstruktionen im Rechtsextremismus nicht ohne ein In-Beziehung-Setzen zu weiteren biografisch und figurationell bedeutsamen Strukturen in ihrer Bedeutung entschlüsselt werden können“⁹². Mit einer Kritik an bisheriger Forschung, die sich Männlichkeit im Rechtsextremismus fast ausschließlich nur ideologiekritisch angenommen habe, verfolgt Sigl eine verlaufstheoretische Betrachtung der analysierten Biografien. Dadurch können Handlungspraxen und Männlichkeitsentwürfe aufgezeigt werden, welche nicht in eins fallen mit einer im Rechtsextremismus hegemonialen „soldatischen Männlichkeit“. Sigl ließ sich hierbei durch das Forschungsvorgehen über Frauen im Rechtsextremismus inspirieren, wo Handlungspraxen ebenso in den Blick genommen werden und damit verschiedene Weiblichkeitskonstruktionen aufgezeigt werden, welche mit einer rechtsextremen „Orientierung und Handlungspraxis kombinierbar“⁹³ sind.

88 Ausnahme würde hier bspw. die Sorge um die Zukunft der eigenen Kindern sein, welche Borstel als frauenspezifischen Grund für aufkommende Zweifel nennt.

89 Als Unterstellung, ohne Borstels empirisches Material analysiert zu haben, vermute ich, dass die interviewten Proband*innen jene Hinwendungs- und Distanzierungsgründe in mehr oder weniger eindeutiger Weise selbst artikulierten. Zu dieser Annahme komme ich, da auch meine Probanden ähnliche Narrative bedienten.

90 Sigl, Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer.

91 Sigl, Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer, 14.

92 Sigl, Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer, 86.

93 Sigl, Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer, 85.

Insofern ist für Sigl Rechtsextremismus immer eine „empirische Frage“, „die in ihren Forschungszugängen über die theoriegeleitete Analyse ideologischer Erzeugnisse hinausgehen sollte.“ So sehr ich Sigl dabei zustimme, dass sich Forscher*innen von ihrem empirischen Material überraschen lassen sollten, statt (zuvor) gewonnene theoretische Erkenntnisse zu reproduzieren und empirische Fakten darin einzuordnen, so wenig sollte Rechtsextremismus als Forschungsgegenstand nur als „empirische Frage“ aufgelöst werden. Denn empirische Erkenntnisse, welche ohne erklärende Strukturmomente bzw. Theorie Realität interpretieren, lassen Einzelmomente beliebig und individualisiert erscheinen. Mit Holzer gesprochen, ermöglichen

„lebensgeschichtliche Fallstudien [...] die paradigmatisch verdichtete Rekonstruktion von Prozeßmustern der Annäherung an, der Ambivalenz zu und der Abwendung von rechtsextremer Politik. Entwicklungsprozesse auf den Makroebenen der Gesellschaft freilich, die die Rahmenbedingungen für personales Handeln auf der Mikroebene generieren, werden in diesem Ansatz nur in Gestalt vielfältig beschränkter subjektiver Perzeptionen faßbar, der gesamtgesellschaftliche Stellenwert von Tradition und Geschichte auf das jeweils biographisch erinnerte Set historischer Erfahrungen verkürzt.“⁹⁴

Gerade hierdurch wird deutlich, dass Rechtsextremismus, ebenso wie er eine „empirische Frage“ ist und bspw. „Ambivalenzen“ innerhalb rechtsextremer Lebenswelten und Politiken aus diesem Blickpunkt besser ausgedrückt werden können, so ist er auch eine „theoretische Frage“. Ohne Strukturkategorien wie das Kapital mit seinen fortlaufenden Modernisierungsschüben, oder Geschlecht und seine heteronormativen Spaltungsmechanismen etc. ist Rechtsextremismus als gesellschaftlich fortdauerndes Phänomen nicht benennbar. Aus psychoanalytischer Perspektive folgt im Rechtsextremismus zudem aus dem Spalt zwischen verinnerlichtem „Leitbild“ (Ich-Ideal)⁹⁵ und Realität die Bemühung einer Überkompensation. Hierbei wird dem nicht erreichten (Männlichkeits-)Ideal „entgegengeeeifert“. Auch wenn Handlungspraxis und ideologisches Leitbild nicht in eins fallen (können) und somit eine Vielzahl verschiedener Praxen möglich

94 Holzer, Rechtsextremismus, 92.

95 Im Fanatismus kommt es zu einer Verschmelzung von Über-Ich und Ich-Ideal (ein Verständnis von Über-Ich habe ich auf S. 6 dargelegt). Ich-Ideal meint ein verinnerlichtes „Leitbild“, dem zu entsprechen versucht wird. Im Rechtsextremismus wird jenes Ich-Ideal mit einem ideologischen „Wir“ verknüpft und damit zu einem „Gruppen-Ideal“ bzw. „Gruppengewissen“. Der*die Einzelne möchte sich nicht als EinzelneR empfinden, sondern der gemeinsamen Vorstellung, bspw. was ein „richtiger Mann“ ist, entsprechen. Allein die Existenz von Männern, welche diesem Bild widersprechen, stellen ein rechtsextremes Gruppen-Ideal in Frage und werden dafür gehasst und verfolgt. (Vgl. Andreas Peham, Elisabeth Turek, Merkmale und Motive des Fanatismus. In: Zentrum Polis - Politik lernen in der Schule (Hg.), Polis aktuell, Nr. 3 (2018) 6, online unter: <https://www.politik-lernen.at/dl/qrskJMJKomloKJqx4KJK/pa_2018_3_Fanatisierung_web.pdf> (25.09.2021).

ist, folgt aus der Unterwerfung unter ein Ideal auch eine Annäherung an dieses.⁹⁶ Dies erklärt einen „ideologiekritischen Fokus“ in der Beschäftigung mit Männlichkeit und Rechtsextremismus. Der angeführten Kritik zum trotz, soll diese als Antwort auf Sigl wiederum nicht dazu führen, die „empirische Seite“ als weniger relevant zu entwerten. Dem ist ein dialektisches Verständnis von Empirie und Theorie entgegenzuhalten.⁹⁷

Die Einseitigkeit ideologiekritischer Annäherung zu unterlaufen (ohne dabei die Relevanz handlungsleitender Ideale außer Acht zu lassen), und einer deskriptiven Betrachtung der Kategorie Geschlecht eine analytische Perspektive entgegenzuhalten ist die Bemühung meiner Untersuchung. Die bereits genannten theoretischen und methodologischen Zugänge ergänzend, werde ich folgend die meiner empirischen Forschung zugrundeliegende Erhebungs- und Auswertungsmethode erläutern.

4. Methode

4.1 Erhebung und Prinzipien qualitativer Sozialforschung

Für meine empirische Forschung habe ich im Zeitraum von Mai bis August 2020 vier qualitativ-narrative Interviews mit Männern in Deutschland und Österreich geführt. Dabei dienten mir die Prinzipien qualitativer Sozialforschung nach Gabriele Rosenthal als methodischer Leitfaden meiner Erhebung und Analyse. Diese möchte ich folgend skizzieren sowie daran anschließend mein Vorgehen in der Interviewsituation beschreiben.

Qualitative Sozialforschung nach Rosenthal orientiert sich am „Prinzip der Kommunikation“ und am „Prinzip der Offenheit“. Ersteres zielt auf eine „Orientierung am Regelsystem der Alltagskommunikation“⁹⁸ ab. In diesem Sinne soll sich den Beforschten so angenähert werden, dass diesen die Möglichkeit gegeben wird sich entsprechend ihrer Alltagssprache und ihrem Alltagshandeln zu artikulieren. Dies zielt auf ein Forschungssetting ab, in dem beide – Forscher*in und Beforschte*r – die Erhebungssituation gestalten und damit soziale Wirklichkeit produzieren. Um dem „Prinzip der Offenheit“ gerecht zu werden, müssen die Befragten selbst „Rahmung und Regeln der Rahmung“ abstecken können, welche dann in der Analyse ausgewertet werden. Je nachdem, wie die Beforschten das Interviewsetting einordnen d.h. „rahmen“, resultieren daraus andere „Kommunikationsregeln“: Ordnen die Beforschten das Interviewsetting als therapeutisch ein, werden sie vermutlich eher über ihre

96 Vgl. *Schiedel*, „Angry White Men“, 294.

97 Vgl. Theodor W. *Adorno* (Hg.), Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages (Stuttgart 1969).

98 *Rosenthal*, Interpretative Sozialforschung, 38.

Gefühle sprechen. Verstehen sie die interviewte Person als Historiker*in, Journalist*in etc. ergeben sich daraus wiederum andere Zugänge zur Interviewsituation. Offenheit in der Erhebungssituation heißt auch das „eigene Relevanzsystem“ in den Hintergrund zu rücken und nicht wider der Erzählstruktur der „Alltagshandelnden“ zu arbeiten.⁹⁹ Zudem sollen Erzählaufforderungen zeitlich und thematisch „offen“ gestellt werden.¹⁰⁰

Im Sinne eines „Prinzips der Sequenzialität“, soll weder in der Erhebung, noch in der Analyse die Struktur der Erzählung unterlaufen werden. Das empirische Material sollte nicht „subsumtionslogisch“ unter Kategorien geordnet werden, sondern die Struktur der Erzählung rekonstruieren, um einzelne Textsegmente nicht aus ihrem Sinnzusammenhang herauszutrennen, sondern die Genese der Erzählung verstehbar zu machen.

Konkret gestaltete sich die Interviewsituation entsprechend dieser Prinzipien folgend aus: Anfänglich habe ich die Probanden nach ihrer Familien- und Lebensgeschichte gefragt und sie darum gebeten, mir alles zu erzählen, was ihnen einfalle. Dabei habe ich mein eigenes Relevanzsystem in den Hintergrund gerückt, indem ich nicht nach ihrer „rechtsextremen Vergangenheit“ gefragt habe. Auf diese Frage antwortend begannen die Probanden ihre „Eingangspräsentation“ darzulegen und assoziativ Aspekte ihrer Lebensgeschichte zu erzählen. Die Eingangspräsentation endete i.d.R. mit einem „Schlüsselsatz“, mit dem das Ende des Erzählflusses markiert wurde (bspw.: *„Mehr fällt mir jetzt auch nicht mehr ein.“*). Im zweiten Teil des Interviews habe ich Rückfragen zu bereits Erwähntem gestellt. Dabei habe ich mich an die Chronologie der Erzählung gehalten, um die Themen nicht aus ihrem sequenziellen Bedeutungsgehalt zu „reißen“, sondern entsprechend der Genese der Erzählung nachzufragen. Diese Nachfragen habe ich möglichst offen formuliert, um eine Erzählung¹⁰¹ „anzusteuern“ (bspw.: *„Dann hast du erzählt, dass dein Großvater immer*

99 Vgl. Rosenthal, Interpretative Sozialforschung, 38-69.

100 Vgl. Gabriele Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen (Frankfurt a. M. 1995), 187. Dies ist mir leider nicht immer gelungen, bspw. wenn ich nach einer chronologischen Einordnung gefragt habe und damit den Erzählfluss unterbunden habe (*„War das vorher oder nachher?“*)

101 Rosenthal unterscheidet in narrativen Interviews zwischen drei verschiedenen Textsorten: Erzählungen, Argumentationen und Berichte. Während Argumentationen Aufschluss geben über die *gegenwärtige* Betrachtung eines Erlebnisses bzw. der Lebensgeschichte, ermöglichen Erzählungen Einblicke in die „Gegenwart des Momentes“. Durch „Ansteuern“ einer Erzählung, wird die beforschte Person dazu angehalten, sich die vergangene Situation „vor Augen zu führen“ und sich „einzufühlen“ in einen vergangenen Empfindungs- und Wahrnehmungszustand. Hierdurch kann eine Rekonstruktion der „erlebten Geschichte“ (siehe 4.2) gelingen. Im Gegenzug dazu wird durch „Warum“-Fragen eine Argumentation „angesteuert“: Die beforschte Person wird i.d.R. aus ihrer Jetzt-Sicht Gründe nennen, warum sie ihrer Meinung nach zu einem vergangenen Zeitpunkt so gehandelt habe und damit Material zur Analyse der „erzählten Geschichte“ liefern. Als Berichte bezeichnet Rosenthal jene Textsorte, bei der sich wiederholende Ereignisse zusammengefasst dargelegt werden (bspw. *„Und dann hat mich meine Mutter nie mitgenommen, obwohl wir den selben Weg nach Hause hatten.“*). (Vgl. Rosenthal, Interpretative Sozialforschung, 151-157.

Geschichten vom Krieg erzählt hat. Kannst du noch mehr von dieser Situation erzählen?“) Erst im dritten Teil habe ich Fragen zu meinem spezifischen Thema gestellt. Wie auch schon in den vorausgehenden Teilen des Interviews habe ich mich hier darum bemüht in den Regeln der Alltagssprache zu verbleiben.¹⁰² Die abschließend formulierten Fragen galten erstens der „schwierigsten“ und zweitens der „schönsten“ Lebensphase. Mittels dieser Fragen werden laut Rosenthal einerseits wichtige, aber noch nicht genannte Erlebnisse erzählt und weiters die Probanden an „sicheren Orten“ ihrer Biografie aus dem Interview „entlassen“.¹⁰³

4.2 Auswertung

Nach der Beschreibung der Erhebungsmethode und -situation skizziere ich im Folgenden die Analyseschritte der biografischen Fallrekonstruktion sowie daran vorgenommene Änderungen und Ergänzungen.

Die Analyse des narrativen Interviews erfolgt in zwei Teilen: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte werden getrennt analysiert und interpretiert. Die erlebte Lebensgeschichte zeigt dabei die Betrachtung aus vergangener Perspektive auf: Vergangene Lebensereignisse und das *damalige* Erleben sollen hierbei nachgezeichnet werden. Um die Gegenwartsperspektive zu erschließen wird das Interview entlang eines „Präsentationsinteresses“ analysiert. Wie auch in den zuvor genannten Prinzipien beschrieben ist hierbei rekonstruktiv (von einzelnen Passagen auf den Gesamtzusammenhang schließen) und sequentiell (Textpassagen entlang der Abfolge ihres Entstehens interpretieren) vorzugehen und hierdurch auf die zeitliche Struktur der erzählten und erlebten Geschichte zu schließen. Einzelne Textstellen sind mittels objektiver Hermeneutik¹⁰⁴ zu interpretieren, während die gesamte Erzählung durch eine thematische Feldanalyse erschlossen wird. Ereignisse, welche sich in der chronologischen Lebensgeschichte „aufgeschichtet“ haben, werden mittels Rekonstruktion der jeweiligen Fallgeschichte analysiert.¹⁰⁵ Daraus ergeben sich folgende sechs Analyseschritte:

102 So habe ich bspw. „alltagsnahes“ Vokabular benutzt („Mannsein“) anstatt wissenschaftlicher Termini. Dies ist mir allerdings auch nicht immer gelungen, wie ich im Kapitel 5.3.1 darlege.

103 Vgl. Rosenthal, Interpretative Sozialforschung, 164f.

104 Ulrich Oevermann, Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Klaus Kraimer (Hg.), Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung (Frankfurt a. M. 2000), 58-156.

105 Um ein sich wiederholendes Ereignis bzw. Handeln verstehen zu können, bedarf es der Einbettung in die „biografische Gewordenheit“ der jeweiligen Person.

1. Analyse der biographischen Daten (Ereignisdaten)
2. Text- und thematische Feldanalyse (Präsentationsinteresse/ erzählte Lebensgeschichte)
3. Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Lebensgeschichte)
4. Feinanalyse einzelner Textstellen
5. Kontrastierung erzählte und erlebte Lebensgeschichte
6. Typenbildung

Um nicht die Eigeninterpretation des*der Biografen*Biografin wiederzugeben werden im ersten Schritt chronologisch Ereignisdaten extrahiert und Hypothesen aufgestellt, wie sich die jeweiligen Erlebnisse auf Gefühle und Verhalten der Proband*innen ausgewirkt haben könnten.¹⁰⁶

Anschließend wird sequentiell die Genese der erzählten Geschichte erschlossen. Welche Themen angesprochen werden und in welchen „thematischen Feldern“¹⁰⁷ sie „verpackt“ werden, ist hierbei Gegenstand der Analyse. Neben im Interview Erzähltem werden ebenso Lücken, Dethematisierung und Verkürzungen in die Interpretation miteinbezogen. Daran anschließend erfolgt die Genese des „erlebten Lebens“ und eine Feinanalyse „bedeutungsvoll“ erscheinender Textstellen. Der erste Analyseschritt dient damit als Vorbereitung für den dritten, indem vorher aufgestellte Hypothesen zu einzelnen biographischen Daten mit den jeweiligen Aussagen der interviewten Person kontrastiert werden. Im fünften Analyseschritt werden mögliche Gründe für die Differenzen zwischen erlebter und erzählter Geschichte d.h. zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive gesucht. Im letzten Analyseschritt wird entlang der eigenen Forschungsfrage eine Typologie der Fälle aufgestellt.¹⁰⁸ Entgegen der Methodik der biografischen Fallrekonstruktion verzichte ich allerdings in meiner Forschungsarbeit auf diesen Analyseschritt. Dies rechtfertigt mein kleines Sample, aufgrund dessen eine Typenbildung der Erkenntnisgewinnung unbrauchbar erscheint. Stattdessen werde ich eine zusammenfassende

106 Diesen Analyseschritt habe ich mit eine Interpretationsgruppe durchgeführt. Weil die Gruppe das empirische Material nicht im Vorfeld kannte, war sie nicht durch das Präsentationsinteresse beeinflusst.

107 Als „thematisches Feld“ bezeichnet Rosenthal in Anlehnung an Gurwitsch „die Gesamtheit der mit dem Thema koprsentierten Gegebenheiten, die als sachlich mit dem Thema zusammenhängend erfahren werden und den Hintergrund oder Horizont bilden, von dem sich das Thema als Zentrum abhebt.“ (Aron Gurwitsch, *Das Bewusstseinsfeld* (Berlin / New York 1974) 4, zit. n.: Rosenthal, *Interpretative Sozialforschung*, 197.)

108 Bspw. typologisiert Sigl als Ergebnis ihrer Fallrekonstruktionen drei Distanzierungsverläufe: Distanzierung als familiäre Emanzipation und gesellschaftliche Konsolidierung, Distanzierung bei gleichzeitiger Beibehaltung zentraler Handlungsmuster, Distanzierung von der rechtsextremen Lebenswelt als Inszenierung zur Selbstvergewisserung. (Vgl. Sigl, *Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer*, 301-320).

Interpretation entlang meiner Forschungsfragen unternehmen.

Um latente Inhalte besser analysieren zu können, habe ich mich ergänzend psychoanalytischer Methoden bedient. Bspw. interpretiere ich Momente im Analyseprozess als „Übertragung“, sofern ich wiederholt zwischen zwei gegensätzlichen Interpretationsmöglichkeiten oszilliere. Meines Erachtens nach deutet dies auf innerer Widersprüche in den Probanden selbst hin, welche sich in der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material auf mich übertragen.

5. Ergebnisse

Die Auswertung der einzelnen Interviews erfolgt entlang der Beschreibung des Interviewsettings und -verlaufes, der Analyse des Präsentationsinteresses (erzählte Lebensgeschichte) und der erlebten Lebensgeschichte in Unterkapiteln. Daran anschließend interpretiere ich die Ergebnisse zusammenfassend entlang geschlechtsspezifischer Perspektiven auf den Hinwendungs- und Distanzierungsprozess der Probanden.

5.1 Fallrekonstruktion Fabian Zander

5.1.1 Kontaktaufnahme, Interviewsetting und -verlauf

Ich lernte Fabian Zander vor etwa sechs Jahren über eine gemeinsame Freundin kennen. Wir begegneten uns einige Male auf Parties und sprachen einmal ausführlicher miteinander. Hierdurch erfuhr ich, dass Fabian als Jugendlicher rechtsextremer Skinhead war. Während ich den Großteil unseres Gespräches nicht mehr erinnern kann, blieb mir ein Erklärungsgrund von Fabian für seine Hinwendung zur extremen Rechten präsent: „*Wir waren Schlüsselkinder*“ – ein Narrativ, welches Fabian auch im Interview bedienen würde. Im Mai 2020 versuchte ich über unsere gemeinsame Freundin Kontakt zu Fabian herzustellen, um ihn um ein Interview für meine Masterarbeit zu bitten. Dies erwies sich als problemlos. Ich erhielt umgehend einen Kontakt von Fabian, woraufhin ich ihm eine Nachricht schrieb und er bereitwillig auf meine Bitte einging. Aufgrund von Fabians Krankenstand vereinbarten wir einen Termin in drei Wochen. Nachdem ein physisches Treffen aufgrund der Covid-Pandemie und Fabians ungeborenem Kind doch zu gefährlich schien, entschied er am Tag vor unserem verabredeten Datum das Interview online abhalten zu wollen. Über Skype führte ich mit Fabian tags darauf ein dreistündiges Interview, welches abgesehen von einer Unterbrechung technisch unproblematisch verlief. Durch unsere frühere

Bekanntheit und einem kurzen persönlichen Gespräch vor dem Interview verflüchtigte sich die angespannte Atmosphäre schnell, sodass Fabian nach wenigen Minuten den Eindruck machte, ruhig und locker sprechen zu können. Während des Interviews bemühte ich mich darum, durch verbale Artikulation („mhm“) Fabian bei der Beschreibung trauriger biografischer Erinnerungen oder politisch fragwürdigen Aussagen zu signalisieren, dass in diesem Rahmen alles sagbar sei und er sich nicht zu schämen brauche. Auffallend war Fabians emotionsarme Beschreibung, auch in Momenten, in denen er von besonders traurigen Ereignissen wie seinem Selbstmordversuch sprach.

5.1.2 Zum Präsentationsinteresse: „*Es waren auch viele Kinder [...] wo die auch eher so aus raueren Familienverhältnissen waren*“ (I1: 98-99/2)

Fabians Eingangserzählung dauerte knapp eine Stunde. Ihr folgte ein etwa zweistündiger Nachfrageteil. Sein Präsentationsinteresse war von dem Bedürfnis getragen, seine Biografie als von Leid durchzogen zu beschreiben. Familiäre Zurückweisung und Einsamkeit bestimmten seine Schilderungen und bildeten das primäre Argument für die Zuwendung zur extremen Rechten, sowie für andere lebensweisende Entscheidungen. Neben der Sehnsucht nach emotionaler Zuwendung, die die rechte Clique als „*Ersatzfamilie*“ (I1: 179/4) befriedigen sollte, beschrieb Fabian seine „*Sozialphobie*“ (I1: 386/8) als weiteren Grund, der seine Hinwendung und sein Verhalten als Skinhead erklären sollte. Von glücklichen Erlebnissen berichtete Fabian kaum. Auf die Frage, was rückblickend seine schönste Lebensphase war, nannte Fabian seinen einjährigen Nicaraguaaufenthalt Anfang zwanzig und seine Gegenwart in Wien. Statt in diesen Phasen von einzelnen Situationen zu erzählen, berichtete er von sich wiederholenden Ereignissen und Abläufen. Emotional positiv empfundene Gefühle und Momente wurden im Interview kaum erzählerisch ausgestaltet, im Gegensatz zu negativ besetzten. Bei diesen verblieb Fabian nicht nur auf argumentativer oder berichtender Ebene, sondern erzählte sowohl in seiner Eingangspräsentation, als auch auf Nachfragen ausführlich von Situationen, sodass vor allem Ungerechtigkeits- und Ohnmachtserfahrungen fühlbar skizziert wurden. Auf die Frage nach seiner schwierigsten Lebensphase nannte Fabian seine Zeit nach seiner Distanzierung, in der er sowohl zu seinem vormaligen Skinhead-Umfeld als auch zu seiner späteren Skateclique keinen Kontakt mehr hatte. Er beschrieb diese Zeit als die einsamste Phase seines bisherigen Lebens, die von Selbstverletzung und Alleinsein geprägt war. Dies mag bezogen auf Fabians Gesamtansicht auf seine Biografie entsprechend seines Präsentationsinteresses wenig verwundern: seine

Biografie als Geschichte des Leids durch fehlende emotionale Zuwendung. Verwunderlich ist allerdings, dass Fabian abschließend über sein Leben resümierte und dazu festhielt, dass er nichts bereue, weil er dadurch zu dem geworden sei, was er ist jetzt sei:

„Meine Kindheit und so, wie gesagt, ich möchte diesen, ich hoffe nicht, dass man sein Leben noch einmal leben muss, weil [atmet schwer aus] das war mega anstrengend. Aber es hat mich halt trotzdem zu der Person gemacht, die ich bin, sonst wäre es halt ganz wer anders und ich muss sagen, wenn ich dann die Leute sehe von früher, die jetzt immer noch so sind auf Autotunen und oah, dann zieht es mir Gänsehaut auf. Das hätte aus mir auch werden können so im Prinzip.“ (I1: 17711775/36)

Dadurch dass sich Fabian zum Zeitpunkt seines Interviews in einer emotional stabilen Phase befand und er seine gegenwärtige Lebensphase als schön beschrieb, erscheint es als Bewältigungsstrategie und „Glättungsversuch“, alle schwierigen Lebensphasen auf seine jetzige als kausal hinführend zu beschreiben. Fabian betrachtete sich in seiner Hinwendung zur extremen Rechten nicht als selbstbestimmt und verantwortlich und sah dadurch auch keine Notwendigkeit, Reue oder Scham für begangene physische und strukturelle Gewalt zum Ausdruck zu bringen. Indem er Personen, die rechtsextreme Positionen beziehen, erfahrene Defizite attestierte, erscheint es, als würde die darin geteilte Ideologie hinter dieser Betrachtung „verschwinden“. Nicht dass seine ehemaligen „Kameraden“ nach wie vor menschenverachtende Positionen vertreten „zieht ihm eine Gänsehaut auf“, sondern, dass sie ihre Zeit damit verbringen Autos zu tunen.

Von seiner Distanzierung berichtete Fabian als bewusste Entscheidung. Einfältiges und kompromissbereites Verhalten seiner Skinheadgruppe habe dazu geführt, dass sich Fabian als alleinstehend empfand und seiner Gruppe zunehmend fernblieb. Damit inszenierte sich Fabian in seiner Rolle als Rebell, als herausstechend konfrontative und ideologisch konsequente Person und bettete dies in das thematische Feld „alleine und einsam dastehen“ ein. Hierdurch konnte er eine „Unrechtserzählung“ präsentieren und gleichsam seine Handlungsfähigkeit – durch seine vollzogene Distanzierung – herausstreichen.

Ideologiekritische Reflexion beschrieb Fabian nicht seinem Distanzierungsbedürfnis vorgereicht, sondern erst als Konsequenz von Berührungspunkten mit von rassistischer Diskriminierung Betroffenen und politischen Diskussionen mit Freund*innen. Im Interview, besonders in seinen Abschlussworten, war Fabian darum bemüht, Rechtsextremismus als Folge von Deprivilegierung aufzuzeigen. Eigenes dominantes Verhalten durch die

Unterdrückung anderer als Fundament von rassistischer und männlicher Artikulation¹⁰⁹ fand in Fabians Erzählung kaum bis keine Erwähnung. Stattdessen wurde im besten Falle „ähnliches Leid“ auf beiden Seiten angenommen. Dadurch konnte er seine eigene Gewaltausübung bagatellisieren und das Leid, das er anderen zugefügt hatte, schmälern.

5.1.3 Erlebte Lebensgeschichte

Familiengeschichtlicher Hintergrund

Fabian begann seine Erzählung mit einigen wenigen Sätzen über die familiäre Konstellation, in die er hineingeboren wurde. Seine Familie väterlicherseits lebte als großgrundbesitzende Bauernfamilie in einem kleinen Dorf in Vorarlberg. Thomas, Fabians Vater, wuchs am Hof auf und erbt Grundstücke und den großen Bauernhof seines Vaters, Fabians Großvater. Fabians Großmutter stammte aus Italien und zog zu ihrem Mann auf den Hof. Über landwirtschaftliche Arbeit sprach Fabian nicht. Anzunehmen war diese im Zeitraum zwischen Thomas und Fabians Geburt eingestellt oder stark reduziert worden. Thomas blieb sein Leben lang im Haus seiner Eltern wohnen, wodurch er möglicherweise weniger mit neuen und unbekanntem Lebenssituation konfrontiert wurde und seine kindliche Rolle vermutlich weniger reflektieren musste. Stattdessen zogen Thomas Beziehungspartnerinnen zu ihm auf den Hof. Aus einer Partnerschaft entstanden drei Töchter. Nach der Trennung verblieben die Töchter am Hof. Es herrschte eine traditionelle geschlechtliche Arbeitsteilung, bei der Frauen für den Haushalt und Männer für handwerkliche Belange zuständig waren. Dies entsprach stereotypen Rollenbildern in dörflichen Strukturen, wie sie auch an Fabian herangetragen wurden.

Über den familialen Hintergrund von Fabians Mutter, Beate, als auch über ihren biografischen Verlauf vor seiner Geburt, sprach Fabian im Interview nicht. Die reduzierte Erzählung über seine Mutter und deren Geschichte kann dabei als Fabians Rollenerwartung ihr gegenüber gelesen werden: Beate wird an jenen Stellen argumentativ und narrativ thematisiert, in denen sie als Mutter oder Ehefrau „versagt“ habe. Beate stammte vermutlich aus dem selben ländlichen Umfeld wie Thomas, da sie während Fabians Kindheit im Nachbarort, im Betrieb ihres Bruders, arbeitete. Drei Jahre vor Fabians Geburt brachte Beate

109 Vgl. Elisabeth Grosz, *Contemporary Theories of Power and Subjectivity*. In: Sneja Gunev (Hg.), *Feminist Knowledge. Critique and Construct* (London, 1990), 59–121; Vgl. Birgit Rommelspacher, *Rassismus und Rechtsextremismus. Der Streit um die Ursachen*. In: Christine Tillner (Hg.), *Frauen. Rechtsextremismus, Rassismus, Gewalt* (Feministische Beiträge, Münster 1994), 11–26; Vgl. Edgar J. Forster, Georg Tillner, *Wie Männlichkeit und Fremdenfeindlichkeit zusammengehen*. In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, Nr. 67 (1998), online unter <<https://www.widersprueche-zeitschrift.de/article791.html>> (25.09.2021).

ihren ersten Sohn Alexander zur Welt. Dessen Vater, als auch den Verlauf dieser Beziehung thematisierte Fabian nicht. Spätestens zwei Jahre nach Alexanders Geburt lernten Beate und Thomas sich kennen. Beate wurde mit Fabian schwanger und zog mit Alexander zu Thomas und seiner Familie auf den Hof.

Fabians Geburt und Kindheit bis zur Trennung der Eltern

Fabian kam 1982 als zweites Kind von Beate und viertes Kind von Thomas in Vorarlberg zur Welt. Er wuchs gemeinsam mit seinem Bruder Alexander am Hof auf. Sie verbrachten laut Fabians Erinnerung viel Zeit draußen und von ihren Eltern unbeaufsichtigt. Fabian beschrieb dies als klassische Bauernhofsituation, in der die Kinder „*nicht so viel umsorgt*“ (I1: 615/13) werden. Im Gegensatz zu seiner Kindheit, ab dem Zeitpunkt der Trennung seiner Eltern, beschrieb er die fehlende Umsorgung hier nicht als Problem. Fabian erinnerte seine Kindheit am Hof als „*recht harmonisch*“ (I1: 15/1). Dies deckt sich nicht mit den wenigen narrativen Schilderungen seiner frühen Kindheit, bei denen er vom Tod seiner Kindheitsfreundin erzählte, von den Schreien seiner Stiefschwester, die durch ihren Partner häusliche Gewalt erfuhr, oder vom Umzug in einen älteren Teil des Hofes, nachdem der Vater den neuen Anbau aufgrund von Schulden verkauft hatte. Durch die räumliche Nähe zu seinen Eltern und vor allem, im Vergleich zu später, durch die intensivere Nähe seiner Mutter, erhielt Fabian vermutlich mehr emotionale Zuwendung. Möglich ist außerdem, dass Fabian als erster Sohn von Thomas und damit potentieller Erbe des Hofes auch bei seinen Großeltern beliebt war.

Für Alexander war die gemeinsame Zeit von Beate und Thomas anzunehmend durch das Gefühl Außenseiter und ungewollt zu sein geprägt: Dass Alexander die Schuld bei Fabian suchte, warum er sich in einer familiären Situation befand, in der er nicht akzeptiert wurde, bietet einen Erklärungsansatz, warum Fabian in den folgenden Jahren unter der zunehmenden Gewaltausübung seines Bruders litt. Fabian tradierte im Interview die Erzählung seiner Mutter, nach der sein Vater kaum Verantwortung in der Erziehung und für die finanzielle Zukunft des gemeinsamen Sohnes übernahm. Thomas war spielsüchtig, begann Schulden anzuhäufen und hierfür Grundstücke und Häuser zu verkaufen. Auch der biografische Verlauf von Fabians Halbschwestern wurde durch den finanziellen Ruin seines Vaters gerahmt:

„Ich habe auch noch drei äh ältere Halbgeschwister, also Schwestern [M.S.: mhm], die haben auch dort noch gewohnt. Ähm die sind dann Stück für Stück halt weggezogen, wobei die auch alle dann sehr schwierige Zeiten glaube ich hatten. Also die eine hatte sehr viel Schulden, die andere ist glaub ich psychisch ein bisschen auf der Strecke geblieben. Genau - und da ist auch sehr viel Groll gegen meinen Vater ist da auch von denen ausgegangen, - weil die das halt eher miterlebt haben wie dieser Niedergang war. - Ja doch, - wie gesagt, er hat glaube ich relativ viel Geld verpulvert.“ (I1: 604-610/13)

An Fabians unsicherer Formulierung, als auch an der Gegenüberstellung von „meinem Vater“ und „denen“, obwohl Thomas ebenso der Vater von Fabians Halbschwestern war, lässt sich ein späterer Loyalitätskonflikt erkennen: Obwohl er mehrmals bestätigte, dass Thomas den Großteil des Besitzes verspielt hatte, zögerte Fabian hier mit einer verurteilenden Aussage. Während Thomas im Zuge des finanziellen „Niedergangs“ (I1: 609/13) der Familie von den weiblichen Mitgliedern zunehmend gehasst wurde, sehnte sich Fabian nach Bestätigung und Aufmerksamkeit durch seinen Vater, der ihm diese verwehrte. Der Widerspruch zwischen Fabians Idealisierung seiner frühen Kindheit und den negativ geschilderten narrativen Passagen lässt sich als vergleichsweise sichere Verortung im Kontrast zu seinem späterem Leben lesen. Auch wenn Fabian für diese Episode keine Erinnerungen emotionaler Zuwendung seiner Eltern schildert, verschaffte ihm rückblickend die Position als väterlicherseits erstgeborener Sohn und Enkeln am Bauernhof einen sicheren Platz im familiären und dörflichen Gefüge. Erst als er mit der Trennung seiner Eltern diesen verlor, erklärte Fabian die fehlende Zugewandtheit seines Vaters und seiner Mutter zum zentralen Mangel seiner Biografie.

Fabians Volksschulzeit und die Suche nach familiärer Zuwendung

Als Fabian sechs Jahre alt war, trennten sich Beate und Thomas, worauf Beate mit ihren Söhnen auszog. Sie übersiedelten in ein Haus im selben Dorf, wo Beate eine Wohnung mietete. Thomas beteiligte sich kaum an der finanziellen Absicherung seines Sohnes und seiner Expartnerin, sodass Beate neben der Erziehung ihrer Kinder Vollzeit arbeiten musste. Gewalt-, Misserfolgs- und Erniedrigungserfahrungen, väterliches Desinteresse und mütterliche Abwesenheit, säumten die Erinnerung an Fabians Schulzeit. Er beschrieb eine fehlende schulische Förderung, die Beschämungspraktik seiner Volksschullehrerin beim Vorrechnen an der Tafel, sowie die Gewalt, die er durch seinen Bruder erfuhr. Fabian litt an einem Pseudokrapp, einer Atemwegserkrankung, bei der starke Atemnot entstehen kann. Beim gemeinsamen Raufen war Fabian in der schwächeren Position und fürchtete durch

seine Krankheit und der Gewaltausübung seines Bruder ersticken zu müssen. Seine Mutter als zentrale Bezugsperson, erlebte Fabian als unnahbar; einerseits durch ihre Abwesenheit, andererseits indem sie Fabians Leid nicht anerkannte:

„Mein Bruder war auch sehr ähm ähm ist also sehr sehr aggressiv [...]. Das konnte ich meiner Mutter auch nicht wirklich kommunizieren. Die war eher immer so genervt. Die war eher so „ich arbeite“ und „ich will meine Ruhe haben.“ [A: mhm] Also die hat sich da recht, - war auch sicher überfordert, hat sich dann, ab einem gewissen Punkt, fast ein wenig egoistisch dann schon raus genommen.“ (I1: 41-53/1-2)

Ebenso desinteressiert an ihm erlebte Fabian seinen Vater. In den ersten Jahren nach der Trennung holte Thomas seinen Sohn jedes zweite Wochenende ab. Fabian erinnerte keine schönen Momente an den Wochenenden mit seinem Vater, sondern wie die Vernachlässigung durch Thomas zu einem Minderwertigkeitsgefühl führte:

„Mein Vater ist halt auch war halt eigentlich nie präsent. Der hat mich anfangs alle zwei Wochen mal abgeholt, wobei das oft auch verstörend für mich war, weil der hatte die Tendenz mich abzuholen und mich irgendwo abzuliefern und dann wegzugehen. - Und dann was anderes zu machen und ich war dann – irgendwo. Im Reitstall, oder da war er halt auch einfach weg. Also der hat mich mehr so proforma abgeholt [M.S: mhm] – genau. - Also so ist halt die Beziehung zu meinem Vater relativ schnell zerbrochen.“ (I1: 398-403/8-9)

„Also es war natürlich auch - die Vorstellung von mir war halt natürlich von Trauer geprägt. - Das weiß man ja als Kind nicht, dass der jetzt ein schlechter Mensch ist oder halt übertrieben gesagt. Aber -da war halt schon auch meine Vorstellung vielleicht, okay ich bin halt nicht toll genug, oder interessant genug zum, dass der sich mit mir beschäftigen möchte. - Aber das hat schon, muss ich sagen, mich relativ abgestoßen.“ (I1: 670-674/14)

An diesen Passagen zeigten sich Fabians veränderte Gefühle für seinen Vater, wie in dem oben angeführten Zitat für seine Mutter. Während sich Minderwertigkeitsgefühle in der Erinnerung, aufgrund des Mangels an emotionaler Zuwendung als sechs Jähriger, finden, der die Schuld bei sich selbst suchte, konnte Fabian aus späterer Sicht seinen Vater als Verantwortlichen und seine Mutter als „egoistisch“ (I1: 53/2) ausmachen. In Zusammenhang mit romantischen und sexuellen Kontexten (in seinem späteren Leben) benutzte Fabian auffallend oft die Beschreibung „verstört“ und wies dadurch eine Spracharmut auf, die bei keiner anderen Schilderung zu finden war. Auch bei der zitierten Passage über das Verhalten seines Vaters bediente er sich dieses Wortes. Womöglich sind es emotional uneindeutige und

widersprüchliche Gefühle, bei denen sich Fabian mit der Beschreibung behalf. Wie im späteren Leben bei potentiellen sexuellen und Liebespartnerinnen, war die Intention seines Vaters für Fabian nicht durchschaubar: Einerseits holte er ihn ab und schenkte ihm dadurch Aufmerksamkeit, andererseits beschäftigte sich Thomas nicht mit seinem Sohn und entzog ihm gewollte Zuneigung.

Mit 8 Jahren unternahm Fabian einen Selbstmordversuch. Auf einem Sessel stehend versuchte er sich mit einer Wäscheleine zu erhängen, als er nachts mit seinem Bruder alleine zu Hause war. Im Interview brachte Fabian seinen Suizidversuch in Zusammenhang mit der Gewaltausübung seines Bruders und seiner belastenden Schulsituation. Nachdem Alexander von Thomas physisch misshandelt wurde, agierte Alexander seine Gewalterfahrungen an Fabian aus. Dieser war dem älteren Bruder körperlich unterlegen und bot als Sohn des Gewalttäters eine geeignete Projektionsfläche. Trotz der Gewalt, die von Alexander ausging, war Fabians älterer Bruder eine wichtige Bezugsperson für ihn. Dass die einzige Person, die mit Fabian viel Zeit verbrachte ihn regelmäßig in Todesangst versetzte, war für Fabian kaum bzw. nicht erträglich. Anzunehmen ist, dass Fabian mit niemandem über seinen Selbstmordversuch sprach und bis zu seiner, im Erwachsenenalter begonnen Therapie, keinerlei psychologische Aufarbeitung stattfand. Fabians Verhältnis zu seinen Bezugspersonen war somit durch Desinteresse und Gewalt gekennzeichnet, was an die Stelle eines vertrauensvollen Umgangs mit sich und anderen, emotionale Orientierungslosigkeit setzte.

Hauptschulzeit und Hinwendung zur extremen Rechten

„Es waren auch viele Kinder, wo sie eigentlich auch so eine Situation hatten. Wo die Eltern eigentlich auch nicht wirklich ein Interesse an denen gehabt haben, oder wo die auch eher so aus rauerer Familienverhältnissen waren [M.S.: mhm]. - Und dann habe ich mich halt in meiner Schule dann dort mit Leuten zusammengetan. - Da waren wir dann dort eine recht große Clique und da haben wir dann wirklich so Hütten gebaut, wo wir dann auch quasi dauerhaft waren. - Wir haben ziemlich viel Alkohol getrunken und dann ist halt der Rechtsrock gekommen.“ (I1: 97-102/2-3)

Nach Beendigung der Volksschule zog Beate mit ihren Söhnen in ein anderes Dorf. Fabian besuchte dort die Hauptschule. Seine anfängliche rechtsextreme Politisierung beschrieb er als direkte Konsequenz seiner familiären Erfahrung, ebenso für sein Umfeld. Ab dem Zeitpunkt seiner Politisierung trat Fabians Familienerzählung in den Hintergrund, wobei er die Abwesenheit seiner Mutter und die Abweisung seines Bruders mit seinem

rechtsextremen Werdegang verknüpfte. Den politischen Verlauf seines Bruders parallelisierte er wiederkehrend und beschrieb ihn als gemäßigter. Fabian erklärte, er habe sich lieber Alexanders Clique, in der sich auch seine Cousins mütterlicherseits befanden, anschließen wollen. Diese hätten ihn aber ausgeschlossen, wodurch Fabian seine vergleichsweise extremeren politischen Positionen wieder durch familiäre Zurückweisung begründet sah.

An der Aktivformulierung des „Rechtsrocks“ zeigt sich exemplarisch, dass Fabian seine Hinwendung als passiv beschrieb, nicht als gefällte Entscheidung für etwas: Einerseits bedingt durch Rechtsrock, sowie durch das Defizit emotionaler Zuwendung, habe sich seine rechte Clique als Leidensgenossen zusammengefunden. Rechtsextreme Ideologisierung durch Musik präsentierte Fabian als „Automatismus“: Die „Böhsen Onkelz“ nannte er als Grund, warum „viele so in der Zeit so waren“ (I1: 349-350/7), d.h. rechtsextrem, weil die Band „diese verlorene Jugend abgeholt“ (I1: 350/7) habe.

Fabians Zeit als Rechtsextremer

Fabian bewegte sich in losen Skinheadkontexten. Mitte der 90er Jahre gab es in Vorarlberg laut Verfassungsschutzbericht die größte Skinheadszone in Österreich.¹¹⁰ Für viele Skinheadgruppierungen galt weniger eine straffe Organisation mit klaren Hierarchien und medial zielgerichtetem Aktivismus (bspw. Verteilung von Flugblättern, Organisation von Demonstrationen und Kundgebungen), als spontane und geplante Gewalt gegen marginalisierte Gruppen und politische Gegner*innen, sowie Öffentlichkeitswirkung durch Sprays rechtsextremer Symbole. Fabians anfängliche Skinheadzeit war ebenso durch die Beschreibung von gemeinschaftlich erfahrbaren „Aktivitäten“ wie Dorffeste besuchen, Alkohol stehlen und trinken, Rechtsrock hören, sowie kollektiver Gewaltausübung gekennzeichnet. In (jugendlicher) männerbündischer Vergemeinschaftung konnte Fabian eigene Ohnmachtserfahrungen abspalten, projizieren und an den Opfern seiner Gewalt hassen. Er erzählte von Mobbing in der Schule gegen andere, als auch Schlägereien auf Dorffesten und auf der Straße gegen österreichisch-türkische Jugendliche und religiöse

¹¹⁰ Bundesministerium für Inneres (Hg.), Jahreslagebericht zu Rechtsextremismus 1993, zit. n.: Franz Valandro, Rechtsextremismus in Vorarlberg nach 1945 (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 15, Bregenz, 1999), 111.

In Tradition von Opfermythos und Viktimisierung von Täter*innen finden sich im Jahreslagebericht des Bundesministeriums folgende Erklärungsgründe für die rege rechtsextreme Skinheadbewegung in Vorarlberg: „der Einfluss der deutschen Szene, aber auch der besonders hohe Ausländeranteil.“ Dadurch wird Rassismus mit den Opfern von Gewalt begründet und Gründe für die Manifestation dieser Gewalt durch deutschen Einfluss erklärt. Dies entspricht somit selbst einer höchst ideologischen Erklärung.

Gruppen. So wie Fabians Argumentation bezüglich seiner Hinwendung, in der er sich und andere Gruppenmitglieder als passiv und den Umständen ausgesetzt beschrieb, zeigte sich sprachlich bei Schilderungen von ausgeübter Gewalt sein (unbewusster) Widerstand, sich und seine Gruppe als aktiv zu beschreiben:

„Wir haben dann auch angefangen mit, dass es Gewalt gegeben hat. - Durch mit Alkoholeinfluss. - Am Anfang so gegen andere Jugendliche aus der Schule. Oder so, - oder wir haben auch immer wieder Streit gehabt, so mit türkischen Gruppen. [M.S.: mhm] Was damals halt auch ein bisschen ein Phänomen war, dass diese türkischen ja diese jungen türkischen Menschen natürlich auch ein wenig ausgegrenzt waren und sich halt auch ein bisschen zusammengeschlossen haben. - Das war dann quasi wie so Gangs, die quasi gegeneinander gestritten haben und gewetteifert.“ (I1: 119-124/3)

An dieser Stelle musste Fabian seinen im Aktiv formulierten Eingangssatz abbrechen und durch eine holprige Satzkonstruktion, „*es hat Gewalt gegeben*“, fortführen. Hier wurde schließlich ein unbestimmtes „es“ zum handelnden Subjekt. An diesem Zitat, wie an mehreren anderen Stellen, zeigt sich außerdem, dass Fabian rassistisch begangene Gewalt nicht als solche benennen konnte.

Stattdessen sprach er stets von „*Streit*“ zwischen „*türkischen Gruppen*“ (I1: 121/3) und seiner Skinheadgruppe. Zwar gestand er Jugendlichen mit Migrationserfahrung zu, dass diese „auch ein wenig ausgegrenzt“ worden seien, allerdings nur um Leid auf beiden Seiten gleichzusetzen. Während er auf der einen Seite wenig Bewusstsein für rassistische Marginalisierungserfahrungen zeigte, erzählte er, wie er alleine von ungefähr zehn türkischen Männern zusammengeschlagen wurde, oder wie Schüler*innen „*die nicht von unserer Bewegung waren, sondern allgemein Schüler dort an der Schule halt, auch von diesen türkischen Gruppen unterdrückt wurden*“ (I1: 545-546/11). Somit generierte er rechtsextreme Organisation hier implizit als Notwehr, um sich gegen „*türkische Gruppen*“ zur Wehr setzen zu können.

Widersprüchlich zu einem stärkenden Gemeinschaftsgefühl erlebte Fabian Situationen als Skinhead, in denen er sich von seinen „Kameraden“ im Stich gelassen, oder sogar (in seiner Überzeugung) verraten fühlte. So schilderte Fabian beispielsweise in seiner Eingangspräsentation, wie er die Besuche seiner „Kameraden“ von Lokalen mit österreichisch-türkischen Besitzer*innen ablehnte. Er inszenierte sich im Kontrast zu ihnen als konsequent in der praktischen Ausführung rassistischer Ideologie und somit als selbst erwählter „Außenseiter“. Vom gleichen Präsentationsinteresse war auch die Schilderung getragen, in der Fabian alleine mit Lehrenden vor seiner Klasse für seine Überzeugungen

argumentierte, ohne Unterstützung anwesender Skinheads. Das Thema „fehlende ideologische Beharrlichkeit der anderen“ ist jeweils verknüpft mit dem Gefühl „ich werde (von meinen „Kameraden“) alleine gelassen und emotional enttäuscht.“¹¹¹

Mit 15 oder 16 Jahren war Fabian auch zunehmend stilistisch als Skinhead zu erkennen: Springerstiefel, Bomberjacke und szenetypische Kurzhaarschnitte, die er später gegen eine Kahlrasur tauschte. Er und seine Skinheadgruppe begannen sich zu vernetzen: Sie besuchten örtliche Lokale, die von älteren Neonazis betrieben wurden, machten Bekanntschaften auf Rechtsrockkonzerten und knüpften Kontakte zu schweizer und deutschen Skinheadgruppen, wie es durch die räumliche Nähe von Gruppen im Bodenseeraum gängig praktiziert wurde. Während Fabian seine eigene Gruppe als desinteressiert gegenüber intensiverer ideologischer Auseinandersetzung beschrieb, die lediglich Alkohol konsumieren, rumhängen und Musik hören wollten, zeichnete er sich selbst als genervt von deren Einfältigkeit und als intellektuell überlegen. Im Gegenzug zur mehrmals erwähnten Hammerskin-Gruppe, welche für Fabian ein elitäres intellektuelles Ideal verkörperte, verunmöglichte die Trägheit seiner eigenen Gruppe eine intensivere Vernetzung mit diesen, worauf sich die Hammerskin-Gruppe schließlich abwandte. Noch präsenter als die Genervtheit durch das monotone Verhalten Fabians Skinheadgruppe waren Beschreibungen von Rivalität. Diese durchzogen die Erzählung über seine Zeit in der extremen Rechten, wie folgende Beschreibung exemplarisch zeigt:

„das war - da habe ich erlebt, dass dass Leute äh von der gleichen Bewegung dann quasi [lacht kurz auf] während alle zusammengesessen sind dann plötzlich auf einen losgegangen sind und den halt hardcore niedergeschlagen haben weil er mal angeblich einen Joint geraucht hat oder so [M.S.: mhm] - also das war immer auch ein bisschen so also so ein Grenzgang „Mach ich was falsches [?]- Ist das eh richtig - was ich sage und was ich mache“ (I1: 180-185/4)

Fabian beschrieb sich willkürlicher Gewalt durch Rivalität in und unter verschiedenen Gruppen ausgesetzt. Diese stand seinem Bedürfnis nach Zusammenhalt und Aufgehoben-sein entgegen und verursachte ein Gefühl von Unsicherheit. Genau diese Gründe, nämlich das Gefühl einer „starken Bruderschaft“ (I1: 148/3) und „Ordnung und Struktur“ (I1: 419/9),

¹¹¹ Der Widerspruch zwischen Ideologie und gelebter Praxis wird an anderer Stelle umgekehrt thematisiert. Fabian erzählte von einem Freund mit Migrationshintergrund. Mit diesem teilte er seine Begeisterung für nordische Mythologie. Er sprach widersprüchlich über die Reaktion anderer Gruppenmitglieder auf diesen Freund. Während er in der Eingangspräsentation erzählte, dass dieser paradoxerweise „im Großen und Ganzen“ akzeptiert worden wäre, meinte Fabian an späterer Stelle, dass Fabians „Kameraden“ nicht wollten, dass er mit diesem Freund Zeit verbringe. Spannend hierbei ist, dass die fehlende ideologische Beharrlichkeit hier nicht als Problem „der anderen“ beschrieben wird, sondern von Fabian selbst vollzogen wurde (durch die Freundschaft mit einem „potenziellen Feindbild“).

„wo man einfach weiß, was man machen muss, damit man es richtig macht“ (I1: 420-421/9), führte er an um zu beschreiben, was er an der extremen Rechten „faszinierend“ (I1: 420/9) fand. Damit zeigte sich auf argumentativer (ideologische Eindeutigkeit von „richtig“ und „falsch“) und narrativer Ebene („Mach ich was falsches [?]“) Widersprüchliches.

Fabian schilderte im Hauptteil seiner Eingangspräsentation seinen ideologischen Werdegang: Nach seinem musikalischen „Einstieg“ und dem Besuch von Konzerten und Bars, bei denen seine Clique um eine Verbandelung mit dem Blood-and-Honour-Netzwerk bemüht war, begann sich Fabian inhaltlich mit „nordischer Mythologie“ (I1: 1227/25) zu beschäftigen:

„Ich habe dann auch Bekannte kennengelernt aus Tirol oder aus Deutschland. Die eher so ein bisschen ideologisch, oder so ideologisch verbunden waren. - Wo es dann so um diese nordischen Mythologien, also es ging recht viel um Stärke um Ehrfurcht um Respekt.“ (I1: 215-217/5)

An dieser Stelle zeigt sich zum einen Fabians tiefer werdende Ideologisierung und die Entdeckung eines neuen Feldes, in welchem er sich sicherer fühlte: Statt einfacher Gewaltausübung konnte er weiße, männliche Dominanz ideologisch besser absichern und rhetorisch argumentieren, was ihm auch wiederum in seiner Clique eine Sonderstellung einräumte. Gleichzeitig wird Fabians unreflektiert gebliebene Faszination deutlich: Eine Tradierung patriarchaler, gerontokratischer und kriegerischer Idealisierung wird auf „Respekt“ heruntergebrochen und damit positiv konnotiert. Stehengebliebene Faszination drückt sich auch an anderen Stellen aus.

Fabian schilderte wie Teile der extremen Rechten um eine Vereinheitlichung verschiedener Gruppierungen unter dem Banner „White-Power-Bewegung“ bemüht waren. Hierbei konnten durch die Ausdehnung von Internetzugängen rechtsextreme Musik und Videos über Musikplattformen wie „Nepster“ ausgetauscht werden und ideologische Vernetzung und Diskussion betrieben werden:

„dann sind wir zu zu ähm schwedischen Verbindungen gekommen - und es waren, - die haben so, - ah damals noch Videokassetten gemacht. Äh das hat geheißen Kriegsberichter. - Die waren halt relativ radikal, - damals schon. - Die haben halt schon wirklich so mit Schilder, - mit Hakenkreuzen sind die so durch die Städte marschiert und so. - Die haben dann, - durch die die Meinungsfreiheit war das scheinbar möglich.“ (I1: 244-248/5)

Hierbei bediente Fabian eine rechtsextreme Phrase, bei der die Möglichkeit menschenverachtende Ideologie öffentlich zur Schau zu tragen als „Meinungsfreiheit“

deklariert wird.

Auf die Frage nach Frauen in der Szene antwortete Fabian, dass es kaum welche gab und die wenigen auch nur Freundinnen von Jemanden bzw. Mitläuferinnen waren. Ideologisch gefestigte Frauen gäbe es, so Fabian, erst seit neuestem. Damit bediente er sich einer Einschätzung, bei der Frauen der Status als politisches Subjekt abgesprochen wird und sie zu unrecht als harmlos vorgestellt werden. Zwar mag die geringe Präsenz von Frauen und Mädchen unter Skinheadgruppen durchaus den empirischen Fakten entsprechen, allerdings nicht die Diagnose „nur“ Mitläuferin zu sein. Im Gegenzug zu Frauen in der Szene werden männliche Akteure in Fabians Skinheadgruppe auch dann nicht als Mitläufer bezeichnet, wenn er über deren Desinteresse an ideologischer Schulung und ihrem nicht konsequenten Verhalten (bspw. Döner essen) moniert. Damit reproduzierte Fabian die Rollenvorstellung vieler rechtsextremer Gruppen, dass Männer für den politischen Kampf und Frauen für die Regeneration von Männern und „Volksgemeinschaft“ zuständig seien.

Fabian sprach in seiner Eingangspräsentation weder von romantischen Beziehungen, noch von Sexualität. Erst durch Nachfragen erzählte er von romantischen und sexuellen Begegnungen, welche er, wie bereits erwähnt, zumeist als „verstört“ und „verstörend“ erinnerte. Auf Unsicherheit beim Flirten reagierte Fabian während seiner Zeit als Rechtsextremer mit Aggression und erlebte die aktive Annäherung einer Frau als potentielle Bedrohung. Argumentativ reflektierte Fabian hierbei seine aus Unsicherheit entspringende Aggression. Mit Pohl interpretiert, fürchtete Fabian die sexuelle Verbundenheit mit Mädchen, aus Angst, seine männliche Identität (und „Abgetrenntheit von Weiblichem“) einzubüßen.¹¹²

Als Skinhead versuchte er Männlichkeitsbildern zu entsprechen, die durch Härte und körperliche Überlegenheit gekennzeichnet sind. Fabian erzählte von seinem jugendlichen Ich, das bewundernd zu Älteren aufblickte:

„Man muss auch sagen, - dass die oft, - das waren auch oft relativ, ich weiß nicht, - ob es auftrainiert ist, - aber das waren auch oft relativ starke - Leute diese Skinheads. - Am Anfang, - also das waren, - vielleicht sind sie auch fett gewesen, aber die waren halt breit und groß und vielleicht sind das einfach die, - die sich am ehesten so geoutet haben. - Genau. - Das war für uns auch immer so ein Bild, so dieser Hüne, - das man auch irgendwann erreichen möchte auch.“ (I1: 943-947/19)

Durch die Identifikation mit machtvollen Männlichkeitsbildern konnte Fabian Selbstwirksamkeit erfahren, da Identifikation gefühlt an der Macht anderer teilhaben lässt.

112 Vgl. Pohl, Feindbild Frau, 19-34.

Körperliche Nähe zu anderen Skins konnte Fabian nur durch Gewalt zulassen. Umarmungen durch Männer waren erst spät möglich, in seiner Clique hatten sich alle distanziert mit Handschlag begrüßt.

Mittels Fabians Erzählung seiner Kindheit und frühen Adoleszenz wird ein Bild seines vergangenen Ichs skizziert, das keine familiären emotionalen Bindungen erfährt und pflegt, welche von wechselseitiger Sensibilität gegenüber Ängsten und Wünschen gekennzeichnet waren; ganz im Gegenteil: durch Erniedrigung und Misshandlung. Männliche Vorbilder (bspw. Fabians Vater, sein Bruder, der Partner seiner Halbschwester) lassen erahnen, dass Mannsein für Fabian Gewalttätigkeit und emotionale Unzugänglichkeit bedeutete. Damit lassen sowohl familiales als auch dörfliches Setting vermuten, dass Fabian wenig Alternativen kennenlernte, erfahrene Ohnmacht anders zu behandeln als in protestierender Männlichkeit¹¹³. Diese äußerte sich in seiner eigenen Skinheadgruppe durch kollektive Dominanz- und Gewaltartikulation, durch Zelebrierung von männlichen Initiationsriten durch alkoholbedingtes „Abtöten“ innerer Ängste, mittels Ablehnung bürgerlicher Anerkennungsoptionen (bspw. Bildung, soziales und künstlerisches Engagement, Gehorsamkeit gegenüber institutionellen Autoritäten etc.) und männerbündischen Zusammenschlüssen, in denen gesellschaftlich schwächere Personen wie Frauen, Mädchen und Migrant*innen ausgeschlossen, herabgewürdigt und als projektive Feindbilder dienten.

Lehre, Umzug und beginnende Distanzierung

„Da hat man tatsächlich die Vorstellung so von einem starken Band, das -- also -- ist ein bisschen so Glorifizierung von so – wir haben uns ja damals nicht als Freunde bezeichnet, - sondern als Kameraden. Und das ist – ja, - war halt wirklich so -- die Vorstellung, dass das mehr als Freundschaft ist, – Kameradschaft. - Und dass das bis in den Tod geht sozusagen. Was halt sich immer mehr als als Hirngespinnst erwiesen hat, - oder immer mehr versagt hat in seiner Rolle als -- um sich sicher zu fühlen.“ (I1: 518-523/11)

Wie in dieser Passage deutlich wird, gab Fabian bei der Beschreibung über seine Zeit in der extremen Rechten Hinweise über seine empfundenen Zweifel. Gewalttätige Willkür und Rivalität in den „eigenen Reihen“, die Trägheit seiner Skinheadgruppe und der Spalt zwischen ideologischem Anspruch und gelebtem Alltag, erschütterten Fabians Gefühl von

113 „Protestierende Männlichkeit“ nennt Connell eine „marginalisierte Form von Männlichkeit, die Inhalte hegemonialer Männlichkeit aufgreife, diese aber im Kontext der Armut modifiziert.“ (Connell, Der gemachte Mann, 136.) In der Inszenierung kollektiver Praxen „protestierender Männlichkeit“ – bspw. im Austragen von Rivalitäten unter Biker gangs, praktizierter Gruppengewalt unter Hooligans etc. – können Männer ihre ökonomische Machtlosigkeit „kompensieren“.

Sicherheit und Sinngebung. Diese Zweifel trug er länger mit sich, ohne dass dadurch eine sofortige Distanzierung erfolgte. Nachdem Fabian die Hauptschule abgeschlossen hatte, besuchte er kurzzeitig das Gymnasium, brach dies jedoch wieder ab und begann eine Lehre als Tischler. Sein Scheitern am Gymnasium brachte Fabian argumentativ wieder in Zusammenhang mit seiner fehlenden schulischen Förderung und dass er es gewöhnt war, sich der „*Schule zu entziehen und dem ganzen Bild*“ (I1: 288-289/6). Anzunehmend bezog sich Fabian hierbei auf ein Bild, das einem konformen bürgerlichen Bildungsweg entsprach und somit seiner politischen Vorstellung entgegengestellt war. Kurz nach Beginn seiner Lehre, zog Beate mit Fabian und ihrem neuen Lebensgefährten um, in ein entfernteres Dorf, wo Fabian seine Lehre in einem anderen Betrieb fortsetzte. Fabian beschrieb seine allmähliche Distanzierung zu diesem Zeitpunkt nicht nur als Resultat der örtlichen Entfernung, sondern als aktives Desinteresse, die Kontakte weiter zu pflegen und damit sein Handeln bewusst und selbstbestimmt:

„Genau und ich hab ja auch, - es hat sich ja gegen Ende schon, - habe ich ja nicht mehr so Bock darauf gehabt eben. - Ich hatte da noch so einzelne, wo ich geglaubt habe, ich bin gut befreundet, - so, das sind gute Kameraden, oder was auch immer. - Die große Mehrheit, habe ich mir dann irgendwann gedacht, das sind eigentlich nur Idioten.“ (I1: 1296-1299/26)

Bereits früher empfundene Gefühle intellektueller Überlegenheit verdichteten Fabians Zweifel an seinem politischen Umfeld. Damit schlug die vorhergehende Aufwertung als Teil der Gruppe um in ein größer werdendes Abgrenzungsbedürfnis. Die räumliche Distanz von Fabians Skinheadgruppe und damit ausbleibende bzw. weniger oft betriebene Betätigung vergemeinschaftender Aktivität (Alkoholkonsum, ideologische Gewaltausübung), welche das Versprechen auf (maskuliner) Selbstvergewisserung erst einlösen, ließen Fabians handlungspraktische Alltagsroutinen brüchig werden. Wie am Zitat erkennbar („*das sind gute Kameraden*“) fand eine ideologiekritische Distanzierung zu diesem Zeitpunkt noch nicht statt.

Zum Ende seiner Eingangspräsentation beschrieb Fabian Situationen, die er mit 17 Jahren und damit vermutlich nach seinem Umzug erlebte. Zum einen beschrieb er, wie er alleine von zehn türkisch-österreichischen Männern zusammengeschlagen wurde, nachdem sich seine Skinheadgruppe beim Fortgehen zerstreut hatte. In der anderen Erzählung schilderte Fabian, wie ein Arzt mit Migrationshintergrund ihn absichtlich nicht ordentlich betäubt hätte, nachdem dieser eine Reichskriegsfahne in Fabians Geldtasche gesehen hatte. Fabians Ungerechtigkeitsempfinden bestimmte auch in der Gegenwart des Interviews die Auswahl

seiner narrativen Passagen, bei der er selbst Leidtragender war. Zwar argumentierte Fabian, dass er zu diesem Zeitpunkt bereits reflektierte, dass NS-Symbolik wie die Reichkriegsfahne bei anderen ein Unsicherheitsgefühl ausgelöst haben muss, dennoch lief seine Erzählung stets auf eine Betonung gegenseitig zugefügten Leides hinaus. Kurz nachdem Fabians Halbschwester zur Welt kam, zog Beate mit ihren beiden Kindern, nach der Trennung von ihrem Lebensgefährten, wieder in das vorherige Dorf zurück.

Ideologische und handlungspraktische Distanzierung

Fabians Erzählung seiner Hinwendung und Distanzierung ist argumentativ verflochten mit dem wiederkehrenden Bezug auf seine Mutter. In seinem politischen Verlauf betonte er ihr Desinteresse nach emotionaler Anteilnahme und argumentierte damit implizit seine Suche nach Halt in einem rechtsextremen Umfeld. Beates eigene politische Haltung und ihre Reaktion auf die Radikalisierung ihres Sohnes blieb im Zuge des Interviews unbekannt. Einzig eine Passage, bei der Fabian erzählte, wie er und seine Mutter nach dem Umzug zurück gemeinsam in der Firma von Beates Bruder arbeiteten, lässt vermuten, dass Beate mit der Politisierung ihres Sohnes nicht einverstanden war:

„Meine Mutter war auch so, - die ist dann, - wir haben in der gleichen Firma gearbeitet. - Sie hat im Büro gearbeitet - und das war aber so, - wir haben dort ein Stück weg gewohnt von der Firma. - Also da musste man schon mit dem Bus eine halbe Stunde fahren so - Und ich habe das auch nie verstanden. - Also wir waren zwar beide gleichzeitig mit der Arbeit fertig, [amüsiert] aber sie hat mich eigentlich auch nie wirklich mitgenommen, oder äußerst selten. Ich habe immer das Gefühl gehabt, - sie rennt ein bisschen vor mir davon. – [M.S.: mhm] Das hat mich halt auch sehr belastet. Und dann bin ich schon so ein bisschen, - da war ich dann von den Rechten eigentlich jetzt nicht mehr so aktiv dabei.“ (I1: 303-310/7)

Es scheint, als würde Fabian einen Zusammenhang zwischen dem Wegrennen seiner Mutter und seiner Positionierung zur extremen Rechten andeuten: Obwohl er sich von seinem politischen Umfeld bereits distanziert habe, würde seine Mutter Nach wie vor Abstand zu ihm halten. Möglicherweise hatte Beate Angst vor Fabian, oder stand der politischen Orientierung ihres Sohnes zumindest ablehnend gegenüber. Dies ist allerdings eine Lesart, welche Fabians Präsentation nicht intendierte. Sie stünde dem von ihm skizzierten Bild entgegen, in dem Fabian sein Verhalten als Reaktion auf seine Mutter beschrieb, nicht umgekehrt.

Auf die im letzten Teil des Interviews gestellte Frage nach markanten Momenten in seinem Distanzierungsprozess schilderte Fabian folgende Situation :

„Also mit einem, wo ich geglaubt habe, dass der ein Freund ist, - mit dem habe ich mich recht gut verstanden. Und die haben das immer recht lustig gefunden, - dass ich halt [unverständlich] von Anfang an, dass ich halt tatsächlich von Anfang, äh dass ich halt tatsächlich auf auf Konflikt auch gehe. - Auch wenn es jetzt vielleicht chancenlos aussieht [amüsiert], oder so. - Das hat dem halt sehr imponiert. - Der hat James geheißten. [M.S.: mhm] Und da war das dann so, - mit dem habe ich viel zu tun gehabt phasenweise. Und der war dann halt auch nur so auf, ist auf einen Türken gegangen und so. Und das war dem irgendwie auch alles wurscht so. - Und da war das auch so, dass ich mit dem halt dann auch, wir haben auch so zum Beispiel uns einmal mit mit irgendwelchen Mädels uns unterhalten. Und - ich habe, die eine hat mir gut gefallen. - Ich war halt natürlich relativ verstört und schlussendlich hat der das halt so eingefädelt, oder hat er mich halt so ausge, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll. [lacht] Er hat halt quasi mich so ein bisschen raus gedrängt. - Weil er halt da nicht so Probleme hatte und hat sich da quasi dann, ja ist dann diesem Mädels halt näher gekommen, so quasi. - Das war so eine Situation zum Beispiel, wo ich mir gedacht habe, okay nicht so cool.“ (I1: 1315-1328/27)

Sein zunehmendes sexuelles Interesse an Frauen brachte Fabian in die ungewöhnliche Situation Begehren artikulieren zu müssen. Sich Abhängigkeit seines weiblichen Gegenübers einzugestehen verunsicherte Fabian und äußerte sich in unbeholfener Sprachlosigkeit. Anstatt wie gewohnt männerbündische Selbstsicherheit zu gewinnen, erlebte er seinen rechtsextremen Freund als Konkurrenten. Dies erschien ihm umso unerträglicher angesichts der Identifikation mit James provokativem und angriffswütigem Verhalten. Fabians stolpernde sprachliche Artikulation und verschämtes Lachen brachte sein Schamgefühl mir gegenüber zum Ausdruck, indem er sein früheres Ich als unbeholfen, unterlegen und herausstechend aggressiv zu erkennen gab. Ebenso interessant ist, dass Fabian hier ein Distanzierungsmoment anspricht, welches in seiner Eingangspräsentation keine Erwähnung findet. Während er an anderen Stellen die Beschränktheit und Trägheit als tragende Gründe für seine Distanzierung angab, fielen Momente, in denen er sich schwach und unfähig fühlte, raus.

Fabian machte gegen Ende seiner Lehre neue Bekanntschaften und wurde Teil einer Skateclique. Damit einhergehend traten neue Alltagspraxen an die Stelle alter: Skatepunk (statt Rechtsrock) hören, Skateboard fahren, Parties mit Tanzfokus besuchen und Gras rauchen. Während sich Fabian zu Beginn seiner neuen Freundschaften noch als „Rechter“ empfand, erzählte er, wie er durch Diskussionen rasch seine politischen Standpunkte veränderte, auch wenn Politik kein zentrales Thema in seinem neuen Freundeskreis war. Im

Interview ist der Eintritt in diese neue Lebensphase durch eine spürbare sprachliche und emotionale Veränderung gekennzeichnet. Fabian hörte auf im kollektiven „Wir“ zu sprechen, er beschrieb ausgelassenes Feiern und unter Schilderungen von Angst und Unsicherheit mischten sich Freude und Lockerheit. Dieser emotionale Umschwung verkehrte sich allerdings innerhalb kurzer Zeit wieder. Neu geschlossene Freundschaften zu Personen seiner Skateclique zerbrachen innerhalb eines Jahres wieder. Fabian schilderte eine Phase der Selbstisolation, in der er nur zum Arbeiten das Haus verließ, lediglich vereinzelt und sporadisch Freund*innen sah und sehr viel Gras rauchte. Nach einer anfänglichen Lockerung psychischer Spannungszustände habe die Wirkung in Soziophobie und Paranoia umgeschlagen. Fabian erklärte sich seine Ängste aber nicht durch seinen intensiven Konsum, sondern als Resultat des Zusammenbruchs bisheriger ideologischer Erklärungen und Handlungsmuster. Statt Gewalt nach außen zu richten, habe er nun angefangen die Gründe für sein Verhalten bei sich zu suchen: in seiner „psychischen Struktur“ und Sozialisierung.¹¹⁴ Die Phase nach der Abwendung seiner Skateclique, setzt er in Verbindung zur Distanzierung von der extremen Rechten: damit werden beide Ereignisse als soziale Isolationsbewegungen erzählt, an deren Ende Fabian in völliger Einsamkeit lebt. Seine erste langjährige romantische Beziehung ging Fabian ungefähr zu diesem Zeitpunkt ein. Ein Ereignis, das er in seiner Eingangspräsentation ausließ, obwohl Fabians Beziehung zu seiner Freundin Mara auch im folgenden weitreichend auf seinen biografischen Verlauf Einfluss nahm, indem Fabian Mara nach Wien folgte. Die Auslassung von Frauen und deren Relevanz für das eigene Leben in männlichen Biografien wurde mehrmals empirisch festgestellt¹¹⁵ und entspricht ebenso Fabians Sprechen über Frauen in der Szene.

Nachdem Fabian über mehrere Monate arbeitslos gemeldet war vermittelte ihm ein AMS-Projekt einen einjährigen Aufenthalt in Nicaragua. Er schilderte wie er viele Menschen vor Ort kennengelernt habe und enge Beziehungen führte. Er konnte sich auch in einem romantisch-sexuellem Kontext hier erstmalig als aktiv empfinden und hatte das Gefühl nicht passiv auf Vorschläge zu reagieren:

114 Die Psychologisierung ausgeübter Gewalt, bei der ideologische Gründe außen vorgelassen werden bedient Fabian auch zu einem späteren Zeitpunkt im Interview, siehe: „Umzug nach Wien und emotionale Reflexion Fabians Vergangenheit“.

115 Sylka Scholz, *Männlichkeitssoziologie* (Münster 2012), 256, zit. n.: Joris Anja Gregor, *Sophie Ruby, Biographie und Geschlecht*. In: Helma Lutz (Hg.), *Handbuch Biographieforschung*. (Wiesbaden, 2018), 233-244, hier: 239.

Die Dethematisierung von Familienbeziehungen, wie Scholz sie für männliche Biographien beschreibt, kann für Fabian nicht behauptet werden. Sie ist im Gegenteil zentral in Fabians Erzählung, da sie ihm als Entlastungsfunktion dient.

„Dann in Nicaragua habe ich halt so die Menschen kennengelernt und halt auch quasi tiefe Einblicke in die Gesellschaft dort und habe auch Leute wirklich gut kennengelernt und habe mit denen auch zusammengewohnt dann, - die dort leben. - Ganz verschiedene Leute, - verschiedene Generationen und so - und verschiedene und - viele arme Leute auch. Und ja, da ist dieses Bild halt schon komplett verloren gegangen, von dem überlegenen weißen Mann. [M.S.: mhm] - Wo ich mir gedacht habe, wir sind eh alles dasselbe, - auch nicht anders als die anderen.“ (I1: 378-1383/28)

Dass Fabian hier Gleichheitserfahrung machen konnte, lag an einer bereits erfolgten ideologischen Distanzierung, die hier weiter geführt wurde. Entgegen naiv verstandener „Begegnungsansätze“, die davon ausgehen, dass durch das bloße Aufeinandertreffen von Personen mit Objekten ihres Hasses ein plötzliches Umdenken eintritt, handelte es sich hier um freundschaftliche und romantische Begegnungen von Fabian mit nicaraguanischen Personen, die erfolgen konnten, weil er es zuließ.¹¹⁶

Nach Ende seines einjährigen Aufenthaltes kehrte Fabian nach Vorarlberg zurück. Während er seine anfängliche Zeit durch Nicaragua „*gepusht*“ empfand, sich das Verhältnis zu seiner Mutter gebessert hatte und er einen neuen Job annahm, folgte bald darauf Fabians „*Hochpunkt*“ seines „*psychischen Niedergang[s]*“ (I1: 1426-1427/29):

„Also da habe ich dann - ja das war sehr düster allgemein - sehr viel Selbstverletzung und so – ja - da habe ich dann eher so die Aggression tatsächlich auf mich äh - nicht mehr so aufs Außen - sonder auf mich selber“ (I1: 1427-1429/29)

Anzunehmen ist, dass die weiter zugenommene Auflösung bisheriger Vorurteilsorientierung, die Hassprojektionen auf Objekte außerhalb des Selbst legen, bewirkte, dass Fabian Hass

116 Ich möchte hierbei auf zweierlei Dinge verweisen: Zum einen auf medial, sowie wissenschaftlich gerne tradierte Vorstellungen eines „Ausstiegs aus Liebe“. (Vgl. Dierk *Borstel*, „Wir hatten auch Spaß und haben gelacht...“. Ein- und Ausstiegsprozesse von Männern und Frauen aus der rechtsextremen Szene, 306.) Dabei wird die romantische Vorstellung bedient ein Rechtsextremer (i.d.R. ein Mann) verliebt sich in eine Woman of Colour. Dies löse einen inneren Gewissenskonflikt aus, da der eigene Rassismus nicht mit der Liebe zu einer schwarzen Frau vereinbar sei: Der Rechtsextremist erkennt geläutert, dass bisherige Gewalt- und Vernichtungsphantasien falsch waren und überwirft seinen Rassismus. Zum einen bedeuten Liebesbeziehungen aber nicht per se, dass es sich um eine egalitäre Begegnung von Personen auf Augenhöhe handelt. Neben patriarchalen Überlegenheitsempfindungen können ebenso rassistische fortgepflegt werden. Bedeutende Beziehungen zu einzelnen, die Teil einer abgewerteten Gruppe sind, führen auch nicht automatisch dazu, dass Vorurteile allgemein aufgelöst werden. Es ist ein Irrglaube, dass die handlungspraktische Umsetzung der eigenen Ideologie 1:1 von statten ginge. Wie auch Fabians Erzählung zeigt, driften ideologischer Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander. Zweitens verunmöglicht die „Brille der Stereotypie“ (*Adorno*, Studien zum autoritären Charakter, 122) bei vorurteilsvollen Personen überhaupt, Erfahrungen (die dem Vorurteil widersprechen) machen zu können. Denn Vorurteile strukturieren Wirklichkeit und können nicht einfach durch einen „Blick in Wirklichkeit“ aufgelöst werden. Viel eher werden Eigenschaften der Objekte des Hasses, die dem Vorurteil widersprechen, als „Überkompensation“ erfahren, sozusagen „die Ausnahme, welche die Regel bestätigt“ (*Adorno*, Studien zum autoritären Charakter, 120).

gegen sich selbst zu richten begann. Diesen Hass praktizierte er durch übertriebenes Trainieren bis zum körperlichen Zusammenbruch und nicht näher benannte direkte Gewaltausübung gegen sich.

Umzug nach Wien und emotionale Reflexion Fabians Vergangenheit

Nachdem Mara maturiert hatte, verfolgte sie ihren Plan in Wien zu studieren. Fabian beschloss mit ihr mitzukommen. Diesen Schritt erläuterte Fabian im Interview als Wunsch „alles“ hinter sich zu lassen, ohne aber die Aufrechterhaltung der Beziehung zu Mara als Grund anzuführen.

In Wien, wo Fabian seit ungefähr 20 Jahren lebt, hatte er eine Studienberechtigungsprüfung absolviert und anschließend Erziehungswissenschaften studiert. Fabian begann vor mehreren Jahren eine Psychotherapie. Durch die biografische und emotionale Reflexion seiner Erfahrungen konnte er für sich seine eigene Hinwendung zur extremen Rechten psychologisch erklärbar machen:

„[...] bin ich dann halt auch in Therapie gekommen und bin dann auch so, hat sich halt so mir erschlossen, dass ich wohl an einer Sozialphobie gelitten habe. Damals schon. - Was ich in dem Moment natürlich nicht verstanden habe so. - Ich habe schon immer, es hat mich schon immer sehr gestresst unter Menschen zu gehen. - Ich wollte die halt echt fern halten von mir und die wollten auch nichts von mir, weil ich halt so ausgeschaut habe und mich so verhalten habe.“ (I1: 385-389/8)

Bei dieser Erklärung reduzierte Fabian rechtsextreme Ideologie und deren öffentliche Zurschaustellung auf ihre abschreckende Wirkung für Außenstehende. Warum die Meidung von Menschen die Hinwendung zur extremen Rechten plausibel machen sollte, erschließt sich nicht.

Ob die Diagnose „Sozialphobie“ von Fabian selbst oder seiner Therapeutin gestellt wurde, blieb unklar. Für Fabian bot sie jedenfalls einen Erklärungsansatz, warum er sich der extremen Rechten zuwandte.

Zwei Wochen vor dem Interview erhielt Fabian einen Anruf, der ihn über den Selbstmord seines Vaters informierte. Durch die Tatsache, dass Thomas und Fabian bis zuletzt keine emotionale Nähe teilten und es keinerlei Aussprache gab, berührte Thomas Tod Fabian zumindest bis zum Zeitpunkt des Interviews wenig. Ganz im Gegenteil erzählte Fabian von einem Telefonat mit seinem Vater von vor zwei Jahren. Bei diesem zeichnete sich bereits Thomas desolater psychischer Zustand ab, er hätte „*eigentlich mehr gejammert*“ (I1:

1544/31), als etwas anderes gemacht. Fabian offerierte hierbei seine Abneigung gegenüber der Schwäche seines Vaters. Dies kann sowohl als Abwertung von Schwäche aufgrund anhaltender Kränkung durch Thomas Vernachlässigung interpretiert werden, als auch als Herabsetzung seines Vaters, der nicht (mehr) das Bild eines eigenständigen und emotional verhärteten Mannes erfüllte. Auffallend in Bezug auf seinen Umgang mit Männern ist folgende Passage, in welcher Fabian auf die Frage nach Situationen, wo er sich gedacht habe nie so werden zu wollen wie sein Vater, antwortete:

„Dieses Männerbild war schon eher so, dieses, dass Männer für mich sehr abstoßend waren und eher Aggression ausgelöst haben. Und fremde Männer, - das habe ich immer noch ein bisschen, dass ich auf Männer sehr schnell aggressive Gefühle entwickle. - Oder ich habe so das Gefühl, ich spüre so ganz kleine Veränderung von Aggression, oder so. - Dominanz oder so. - Und das, da komm ich vielleicht klar. Also wenn in der U-Bahn jetzt jemand ein bisschen rüde ist, oder so, - da schießen meine Emotionen so hoch, dass ich mich wirklich zusammennehmen muss und hatte dann auch schon in meinem Leben wirklich Ängste, dass ich das einfach nicht unter Kontrolle habe, was da passiert. Dann, - also das gab es schon auch, dass ich dann, dass [es] dann so zu wüsten Auseinandersetzungen gekommen ist. - Also jetzt weniger hier in Wien, aber, -- ist auch schon passiert. - Genau, weil ich so diese dominanten Männer, - wo dann auch mein Lehrherr natürlich damals, - der war auch sehr, ein dominanter böser alter Mann halt sozusagen. [verunsichert amüsiert gesprochen] – Ja, - deswegen, Männer sind eher so – schwierig. - Also es gibt für mich Freunde oder Feinde so auf die Art.“ (I1: 685-697/14)

Diese Passage folgte auf Fabians Schilderung der Abwesenheit seines Vaters in seiner Kindheit und Fabians Ekel vor körperlicher Nähe seines Vaters (bspw. wenn Thomas Fabian mit einem Taschentuch im Gesicht sauber machte). Hierauf assoziierte er, dass in seiner Skinheadgruppe, wo sich alle männlichen Jugendlichen mit Handschlag begrüßten, ein distanzierter Umgang herrschte, der seinem Ekel vor körperlicher Nähe mit Männern entsprach. Eine Lesemöglichkeit Fabians Abneigung von körperlicher Nähe zu Männern ist, diese als Reaktion ausgebliebener emotionaler Nähe seines Vaters zu interpretieren: Aufgrund des Ausbleibens stellte sich Kränkung bei Fabian ein. Wenn er Momente körperlicher Nähe mit seinem Vater erinnerte, waren diese möglicherweise deshalb mit Ekel besetzt, weil sie an das Gefühl erinnerten, immer zu wenig an Aufmerksamkeit, Zuneigung und väterlicher Einfühlsamkeit erfahren zu haben. Die körperliche Nähe „bricht“ mit Fabians Umgang sich als distanziert zu seinem Vater zu erleben. Gleichwohl lässt Fabians Aussage in dieser Passage *„dieses Männliche mit Haaren auf der Brust und Ding das hat mir immer sehr viel Ekel und Wut eigentlich ausgelöst“* (I1: 676-677/14) verschiedene

zusätzliche Interpretationsmöglichkeiten offen: Das Bild des behaarten Vaters kann als rassistische Anspielung gelesen werden, da er die Behaarung an einer anderen Stelle auch mit der italienischen Herkunft seiner Großmutter in Zusammenhang brachte. Auszuschließen ist auch eine sexuelle Misshandlung von Fabian durch Thomas nicht. Auch diese könnte ein Grund für die Affekte sein, welche Fabian beim Gedanken an den nackten Oberkörper seines Vaters empfand.

Ein ambivalentes Verhältnis zur Reflexion von Geschlechterverhältnissen und Männlichkeit drückt sich einerseits in der Auseinandersetzung mit einem tradierten Rollenverständnis von hausarbeitenden Frauen und handwerklichen Männern aus, welches er mit Verweis auf seine Großmutter kritisierte. Während Fabian geschlechtliche Zuteilung von Arbeits- und Zuständigkeitsbereichen ablehnte, ließ er erkennen, dass Männlichkeit für ihn in Zusammenhang mit „Flirtfähigkeiten“ gegenüber Frauen stünde und ihm kein „Männerverständnis“ (I1: 659/14) durch seinen Vater mitgegeben worden war. Dadurch konnte er bei Flirtversuchen mit Frauen von seinen „Kameraden“ „überteuert“ (I1: 1729/35) werden und affirmierte implizit die Rolle des männlichen Eroberers.

Fabian hat auf der Handlungsebene eine Distanzierung von der extremen Rechten vollzogen: Er entfernte sich von seinem vormaligen Skinheadumfeld und übte keine Gewalt gegen rechtsextreme Feindbilder mehr aus. Auffallend hierbei ist allerdings Fabians Naivität, bei der er mit beleidigter Verwunderung feststellte, dass ihm seine ehemaligen „Kameraden“ den Ausstieg „übel“ (I1: 1437/29) nahmen und ihn nicht hin und wieder zu sich einluden. Fabians defizitärhypothetischer Erklärungsansatz verunmöglichte ihm die Einsicht, welche Rolle Ideologie in der extremen Rechten spielt. Er betonte, dass alle Skinheads aus zerrütteten Familienverhältnissen kommen würden und damit Gewalt aus Gründen personaler Ohnmachtserfahrungen verüben würden. Dementsprechend entideologisierte er begangene Gewalt und die Gründe des Zusammenkommens seiner Skinheadclique. Ideologiekritische Reflexion betreffend hat Fabian sich mit vielen seiner Vorurteile auseinandergesetzt, wenngleich nicht mit allen. Rassistische Vorurteile blieben zu Teilen bestehen, was sich in seiner bedienten Sprache und Schilderungen vergangener Situationen zeigt, wie die Gegenüberstellung von „wir“ als deprivilegierte Jugendliche und „*türkischen Jugendlichen*“.

Fabians Reflexion eigener Projektionsmechanismen (emotionale Distanzierung) fand teilweise statt: Einerseits erkannte er, dass ausgeübte Gewalt nicht mit dem Verhalten seiner Opfer zu erklären ist, sondern etwas über ihn selbst aussage. Diese Gründe wurden aber

ausschließlich psychologisiert und nicht mit Ideologie in Zusammenhang gebracht. Damit konnte Fabian Verantwortung von sich weisen.

5.2 Fallrekonstruktion Andreas Berger

5.2.1 Kontaktaufnahme, Interviewsetting und -verlauf

Andreas Berger lernte ich vor mehreren Jahren flüchtig über einen gemeinsamen Freund kennen. Dieser erzählte mir von Andreas rechtsextremer Vergangenheit. Ich erfuhr keine Einzelheiten, lediglich, dass Andreas in seiner Jugend rechtsextreme Ideologie teilte und sich davon distanziert hatte. Erst im Zuge meiner Masterarbeit kam mir Andreas wieder in den Sinn, woraufhin ich versuchte, einen persönlichen Kontakt zu ihm herzustellen. Sowohl unser gemeinsamer Freund als auch eine zweite mir bekannte und Andreas nahestehende Person versuchten, ihn aufgrund meiner Bitte zu überzeugen, sich von mir interviewen zu lassen. Nach mehreren Wochen lies mir die zweite Vermittlungsperson Andreas Kontakt zukommen mit der Benachrichtigung, dass er überredet werden konnte.

Ich kontaktierte Andreas und verabredete einen Interviewtermin in derselben Woche bei ihm zu Hause. Am Tag des Interviews rief mich Andreas an, dass er das Interview aufgrund des sonnigen Wetters lieber draußen halten wolle. Da Störgeräusche hierdurch aber zu grob ausfallen würden, bat ich darum, es trotzdem bei ihm führen zu können. Wir einigten uns schließlich darauf, das Interview statt zur vereinbarten Uhrzeit später am Nachmittag durchzuführen. Da ich aufgrund des langen Überzeugungsprozesses davon ausging, ein längerer Aufschub würde seine Bereitschaft wieder schmälern, drängte ich darauf, das Interview am vereinbarten Tag durchzuführen. Ich willigte deswegen auf Andreas Bitte ein, das Interview bei mir zu Hause zu führen, auch wenn ich ein unangenehmes Gefühl zwecks fehlender räumlich-professioneller Distanz dabei empfand.

Im Vorfeld teilten mir beide Vermittlungspersonen mit, dass Andreas nur sehr ungern über seine rechtsextreme Vergangenheit spräche. Ich stellte mich daher auf ein schwierig zu führendes Interview ein und fürchtete bis zuletzt, dass Andreas sich kurzfristig doch dagegen entscheiden würde. Andreas erschien schließlich und wirkte sehr nervös auf mich. In meinem Wohnzimmer führte ich ein dreistündiges Interview mit ihm. Bereits nach den ersten dreißig Minuten begann sich Andreas zu entspannen, sodass ich keinen Abbruch mehr befürchtete. Gegen Ende des Interviews benötigte er noch einmal eine Absicherung, dass ich das Interview anonymisieren werde. Seine Bedenken konnte ich allerdings schnell wieder abwenden. Andreas erzählte ausdrucksvoll: Er imitierte Stimmen, sprach einzelne Sätze in

unterschiedlichen Sprachen, gestikulierte und spielte vereinzelt Szenen nach. Nach dem Interview schien Andreas erleichtert. Anzunehmend bot ihm das Interview eine Entlastungsfunktion¹¹⁷, da er in diesem Rahmen über seine schambehaftete Hinwendung sprechen konnte.

Gegen Ende des Interviews, als Andreas wieder Selbstsicherheit fassen konnte, sexualisierte er mich:

„A.B: Nächste Frage bitte - junge Dame.

M.S.: Ähm.

A.B.: Wie alt bist du?

M.S.: Bitte?

A.B.: Bist du schon 30? Nein - gell?

M.S.: Noch nicht.

A.B: Noch nicht? Na dann passt es - wenn ich junge Dame sage.“ (I2: 1320-1327/27)

Indem mich Andreas als „junge Dame“ anrief, versuchte er sich zu souveränisieren und meine Rolle als Forscherin gegen eine befragt werdende, objektivizierte Frau zu tauschen.

5.2.2 Zum Präsentationsinteresse: „*Hart ist irgendwie wichtig in meinem Leben*“ (I2: 74/2)

Andreas beendete seine Eingangspräsentation nach etwa 20 Minuten. In dieser erzählte er von seinem Leben bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr, da er seine Hinwendung und Zeit als Rechtsextremer darin verortete. Auch seine Distanzierung betrachtete er bis zu seinem 19. Lebensjahr als abgeschlossen. Er erinnerte ein Schlüsselereignis, das in seiner biografischen Betrachtung sein Distanzierungsbedürfnis besiegelte.

In der Eingangspräsentation erzählte Andreas kaum von konkreten Ereignissen, sondern blieb hauptsächlich auf einer Beschreibungs- und Argumentationsebene. Er gab mehrere Gründe an, mit denen er sich seine Hinwendung erklärte. Zentral dabei betrachtete er seinen adoleszenten Wunsch nach Rebellion und seine militante „Veranlagung“:

117 Rosenthal nennt biografisch-narrative Interviews heilsam, weil bspw. traumatische Ereignisse in die Kontinuität der Lebensgeschichte integriert werden können. Dieser Umstand kann ebenso auf Schambehaftetes übertragen werden: Jene Lebensphase, die Andreas i.d.R. vermutlich ausspart, konnte er hier als Teil seiner Biografie erzählen. Vgl. Gabriele *Rosenthal*, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen* (Frankfurt a. M. 1995), 167-172.

„Der Aspekt, der dich dann interessieren mag vielleicht, - ich war schon immer ein kleiner-- pf ich sag mal Krieger oder so, oder militant, oder Indianerspielender. - Hab immer ein Messer gehabt als Bub und bin immer in den Busch hinten, - wild und so.“ (I2: 25-29/1)

Während Andreas der Zusammenhang seiner Affinität zu Macht- und Gewaltdemonstrationen und seiner rechtsextremen Orientierung bewusst war, blieb er ersterem mit Faszination verhangen. Zwar argumentierte er, dass er im Zuge seines Studiums und seiner Reisen festgestellt habe, „*dass Liebe und Friede und ah Gemüse anbauen viel gescheiter ist*“ (I1: 378-379/8). Dennoch zeigte sich an mehreren Stellen sprachlich eine emotional-positive, leidenschaftliche Besetzung der Themen Waffen, Gewalt und körperlicher Überlegenheit, bspw.:

„Oder Schießen zum Beispiel. - Ich ich fand Schießen immer sehr wahnsinnig faszinierend und das ist eine Medizin. - Das ist stark, sehr stark - hast du schon mal geschossen? [Kopfschütteln von M.S.] Mit einer Feuerwaffe. - Bogen, - Bogen ist sehr schön. - Bogen ist so richtig harmonisch und - und du zielst - puh das ist - das ist wunderschön.“ (I2: 965-968/20)

Die Gründe für sein „*Kriegertum*“ brachte er nicht mit Geschlechtlichkeit in Zusammenhang. Andreas essentialisierte das Begehren nach Unterwerfung und Gewalt, sowohl auf persönlicher als auch auf gesellschaftlicher Ebene. „*Killeraffentum*“ gebrauchte er wiederkehrend als Begriff, um ein Menschheitsbild zu beschreiben, dessen zentrale Figur ein auf Ausdehnung göttlicher Allmacht bedachter Mensch sei. Diese Vorstellung, welche Andreas auch in Nietzsches Philosophie wiedergegeben sah, betrachtete er im Zuge seiner Gartenarbeit, im Kampf mit den ansässigen Insekten und Weichtieren, als bestätigt:

„Da ist ganz viel Blut verboten verbunden mit Boden. - Also, - da habe ich zum ersten Mal dann Territorialität selber verstanden. - Das ich mein, - das ist wofür ich kämpfe, weil ich halt jeden Tag hart arbeite, weil ich halt jeden Millimeter dieser Erde selber produziert habe.“ (I2: 895-898/18)

Ebenso wie auf gesellschaftlicher Ebene, so beschrieb Andreas auch seine Person in Anteilen als intrinsisch „böse“ und auf Unterwerfung aus. So sei er zwar durch eine frühe Prinz-Eisenherz-Lektüre auf das Konzept von Ritterlichkeit und einen Wunsch nach Beschützen gestoßen. Allerdings müsse auch der „*innere Schweinehund*“ und „*Faschist*“ in ihm „*gut im Auge behalten*“ (I2: 177/4) werden. Diese Argumentationslinie, von Andreas abschließend festgehalten als „*das Eine wohnt so nah wie beim Anderen*“ (I2: 1726/35), durchzog seine gesamte biografische Betrachtung: Obwohl er „*immer*“ schon gewusst habe,

dass seine rechtsextreme Orientierung „falsch“ und „dumm“ gewesen war, sei es dennoch wichtig gewesen, durch diese Phase „durchzugehen“, um sich auch mit jenen Anteilen seiner Persönlichkeit auseinanderzusetzen, die er moralisch verwerfe.

Während Andreas seine Distanzierung als ernst gemeint empfand, teilte er dies nicht für seine Hinwendung und die Zeit als rechtsextrem Orientierter. Auf argumentativer Ebene betonte er das Unechtsein rechtsextremer Absichten, sowohl für sich selbst als auch für sein Umfeld:

„M.S.: Kannst du von so Dorffesten - kannst du dich da noch erinnern?

A.B.: -- Äh -- Dorffeste, oder Feuerwehrfeste, oder Sportplatzfeste, oder Pseudoopenairs äh - ja, da kommt man halt hin und dann ah trinkt man halt was und dann trifft man halt wen und dann ah. -- Nein, eigentlich so genau nicht mehr. [amüsiert] - Ich schreibe immer - „zusammen sein, saufen, Musik hören“. - Bisschen wichtig tun da mit den anderen Pseudonazis, oder richtigen Nazis, oder mit den Pseudonazis Wichtigtuer, - ich weiß es nicht. I [angeekelt] don't really remember, ja?“ (I2: 579-585/12)

Wie sich auch an dieser Stelle im Interview zeigt, wehrte Andreas seine Erinnerung ab einem gewissen für ihn unangenehmen Punkt ab. So zitierte er hier aus seinem Tagebuch und wechselte, ab dem Moment, bei dem er Einblicke in sein Agieren als Rechtsextremer geben müsste, auf eine Argumentationsebene. Auf dieser konnte er (für mich) erklärbar machen, dass es sich eher um ein „Spiel“ gehandelt habe, das nie besonders ernst gemeint gewesen sei.

Auch abseits rechtsextremer Ideologie beschrieb Andreas sein gewaltaffines Verhalten und die Sehnsucht danach als ungefährlich, weil unerfüllt. Während er sich 20 Jahre lang gewünscht hatte, in einem Krieg als Soldat zu kämpfen, sei es nie dazu gekommen. Auch heute noch könnte er mit Leichtigkeit Menschen dazu bewegen, ihm auf der Straße auszuweichen, oder jemanden ermorden, was er aber nicht wolle. Seine Sehnsucht nach Kampf und Militanz konnte Andreas als unerfüllt präsentieren, zumal er sich moralisch dagegen entschieden habe. Dadurch konnte er nach außen beiderlei spiegeln: Potenzielle (körperliche) Stärke und Überlegenheit einerseits und moralische Besinnung, nach der er letztlich handeln würde, andererseits.

Neben bereits erwähnten eigens interpretierten Einstiegsmotiven nannte Andreas sexuelle Frustration. In der Zeit, in der er „*Neonazi gespielt habe*“ (I2: 693/14), habe er keinen „*Erfolg bei Frauen*“ (I2: 694/14) gehabt. Als „*männliche Machoteenager*“ (I2: 59/2) seien er und seine Freunde vom Versprechen auf Zusammenhalt in der Gruppe und von Selbstwirksamkeit durch Gewaltausübung in rechtsextremer Musik angesprochen worden.

Gleichzeitig präsentierte sich Andreas als Mitläufer seines besten Freundes Bernd, der „immer recht interessiert an den extremeren Dingen als an dem Mainstream“ (I2: 69-70/2) war. Während Andreas im Vergleich zu Bernd und einem weiteren Freund, Felix, deren Kindheit und Jugend er als bildungsfernes Substandardleben beschrieb, aus einer bildungsbürgerlichen, wohlhabenden Familie stammte, konnte er die Argumentation, „Verlierer in der gesellschaftlichen Hierarchie“ zu sein, nicht für sich reklamieren. Diese war für Andreas als Grund von Rechtsextremismus aber plausibler als sein eigener bildungsbürgerlicher familiärer Hintergrund. Unter anderem dadurch lässt sich Andreas oszillierende Schilderung zwischen „ich war nie wirklich rechtsextrem“ und gewaltbereitem rassistischem Jungen erklärbar machen.

Ab dem Zeitpunkt seiner Distanzierung fiel es Andreas leichter, von konkreten Erlebnissen zu erzählen: Er schilderte bspw. Situationen, in denen er über zuvor eigens erzählte antisemitische Witze nicht mehr lachen konnte. Andreas präsentierte das Begreifen der Ernsthaftigkeit von Diskriminierung als ideologischen Distanzierungsgrund. Sein historisches Interesse am Nationalsozialismus, seine demokratisch gefestigte Mutter und Besuche von KZ-Gedenkstätten hätten ihm ein Geschichtsbild vermittelt, das sich gegen die Abwertung von Menschengruppen gerichtet habe.

Dadurch dass Andreas seine rechtsextreme Orientierung als etwas präsentierte, das er erleben musste, um es später kritisieren zu können, zählte er nicht viele Distanzierungsmotive auf. Stattdessen vermittelte er seine Abwendung als naheliegende nächste Phase, in der er sich nicht mehr mit der Primitivität seiner schlägernden und saufenden rechtsextremen Freunde beschäftigen wollte. Seine Distanzierungsinterpretation relativierte er an mehreren Stellen, indem er erklärte, wohl doch zu sehr aus der Gegenwart zu argumentieren. Andreas Bedürfnis, uneindeutig zu erscheinen und gleichzeitig von in ihm widerstrebenden Bedürfnissen und Bestrebungen zu erzählen, durchzog seine biografische Schilderung.

5.2.3 Erlebte Lebensgeschichte

Familiengeschichtlicher Hintergrund

„Ja genau, aber ich glaube, - die die Ur- Grund, - von meiner Person jetzt aus der Jetztsicht betrachtet, - ich habe einen jüdischen Urgroßvater. - Angeblich ein Amerikaner – ah, der nie hier war, aber meine Urgroßmutter ist rüber gefahren. - Hat ein Kind mit ihm gemacht. - Ist mit ihrem Kind zurückgekommen und hat dem Kind ihren eigenen Nachnamen gegeben. - Sprich, meinen Familiennamen. - Also unehelich, und im Arierpassg'schichtl war dann, - ah - in der Familie haben wir immer gewusst, - der

Großvater war ein Halbjude und er war SA Wachtmeister - und illegaler Nazi - vor 38. - Mehr habe ich dazu nicht rausgefunden, - obwohl ich Historiker bin, aber die Familie meines Vaters, ja eh - mh danke, - nicht zu tief graben“ (I2: 140-147/3)

Andreas brachte den biografischen Hintergrund seines Großvaters väterlicherseits in Zusammenhang mit seiner eigenen Ideologisierung. Sich berufend auf einen „Urgrund“ – die Ambivalenz zwischen einem jüdischen Urgroßvater und eigenem Denken und Handeln entsprechend nationalsozialistischer Ideologie – betrachtete Andreas seinen an vielen Stellen widersprüchlich gezeichneten Charakter als Wiederholung seines Großvaters Richard, obwohl Andreas Richard nie kennengelernt hatte. Möglicherweise diente Andreas Großvater ihm während seiner Zeit als rechtsextrem Orientierter als Identifikationsfigur, dem er sich verbundener fühlte als seiner demokratisch verorteten Mutter und seinem desinteressierten Vater.

Während die biografischen Verläufe der mütterlichen Seite, sowie von allen weiblichen Verwandten im Interview unbesprochen blieben, erzählte Andreas von dominanten und gewalttätigen Männercharakteren der väterlichen Familienseite. Richard und Lilli, Andreas Großmutter, hatten fünf gemeinsame Kinder. Als jüngstes Kind kam Paul, Andreas Vater, zur Welt. Paul erfuhr in seiner Kindheit durch Richard körperliche Misshandlung. Daraus, sowie aufgrund vorherrschender NS-ideologischer Geschlechtervorstellungen, ist anzunehmen, dass Richard ein distanziertes Verhältnis zu seinem Vater hatte und emotionale Umsorgung nur durch mütterliche Zuwendung erfahren hatte – ein geschlechtliches Verhältnis, das sich auch in Andreas Erziehung wiederholte.

Andreas Kindheit in Niederösterreich, Warschau, Belgrad und Kairo

Karin, Andreas Mutter, die erfolgreich als Journalistin für österreichische Tageszeitungen schrieb, und Paul, der in einer höheren Funktion bei einer Fluglinie arbeitete, lernten sich vermutlich in Wien kennen. Bis zur Geburt von Andreas lebten die beiden hier gemeinsam. Andreas berichtete vom innigen Wunsch seiner Mutter, mehrere Kinder zu bekommen. Nach vier Fehlgeburten adoptierten Karin und Paul Moritz, der zum Zeitpunkt der Adoption ein einjähriges Baby war. Karin unterbrach ihre journalistische Karriere, um bei Moritz zu Hause zu bleiben. Wenige Monate später wurde sie mit Andreas schwanger. Aufgrund Karins sehnlichem Kinderwunsch, sowie durch Andreas gesundheitsgefährdende Zustände als Baby – er überstand eine schwere Lungenentzündung und vier Augenoperationen – bestand

vermutlich ein enges Band zwischen Karin und ihm. Karin und Paul zogen mit ihren Kindern bald nach Andreas Geburt in ein Einfamilienhaus in einem niederösterreichischen Dorf, wo sie für drei Jahre mit Karins Mutter Theresa lebten.

Als Andreas drei Jahre alt war, übersiedelte die Zwei-Generationen-Familie aufgrund eines Jobangebots von Paul nach Warschau. Warschau war die erste von drei Stationen im Ausland, von welchen Andreas im Zeitraffer erzählte. Nach drei Jahren in Warschau zog Andreas mit seiner Familie für zwei Jahre nach Belgrad und anschließend für sieben Jahre nach Kairo. Diese Zeit schilderte er als Leben in einer „Expatriate Blase“, als Widerspruch zwischen örtlicher Armut und Gewalt einerseits und privilegierten ausländischen Kreisen, französischen Privatschulen und Kindergärten und familiärer Geborgenheit andererseits. Das Verhältnis zu seiner Mutter und Großmutter erinnerte Andreas als nah und warmherzig. Obwohl Andreas Karin als politisch gefestigte, gebildete Demokratin beschrieb, die mit ihren Kindern über den Nationalsozialismus und die Shoah sprach, erzählte Andreas auch, wie seine Großmutter ihm Nazi-Lieder wie „SA marschier“ vorsang. Anzunehmend geschah dies ohne Wissen von Karin. Das gemeinsame Singen von Liedern stiftete Vertrautheit und Geborgenheit bei Andreas. Ein Gefühl, auf das er später zurückgreifen konnte, als er als Jugendlicher mit NS-Lieder wieder in Berührung kam.

Als eines der ersten Themen im Interview sprach Andreas über körperliche Gewalt und emotionale Distanz zu seinem Vater. Die erfahrene Gewalt beschrieb Andreas zwar nicht als traumatisierend, allerdings nannte er die „Dummheit“ seines Vaters als Grund, warum Andreas „jetzt ein bisschen auf ihn verzichte“ (I2: 22/1).

Sowohl in erzählenden als auch in argumentierenden Passagen über kindliche Erfahrungen mit seinem Vater ließ Andreas beiderlei erkennen: Seine frühe Bewunderung für Paul als auch seine überlagernde gegenwärtige Abwertung:

„1982, - bei unserem ersten Besuch bei den Pyramiden bei der Sphinx, - war dort ein [...] Attentäter unterwegs. [...] Er hat zwei Pistolen und zwei Messer gehabt und hat ein paar Leute angeschossen und dann ist er auf uns zugelaufen gekommen, mit einem großen Fleischermesser, und mein Bruder ist irgendwie weg und meine Mutter und ich sind auch weg und mein Vater ist stehen geblieben und irgendwo so „Ah ja das ist wie in einem Film, - der Fleischerbub.“ [dämmlich ausgesprochen] Oder, keine Ahnung. - Mein Vater halt und hat ihn dann so geschnappt, - die Messerhand und mit der anderen zugeschnappt und die haben dann so ein bisschen gerangelt. - Das hat sich angefühlt wie 6 Tage, aber waren wahrscheinlich ein paar Minuten.“ (I2: 288-296/6)

Während Andreas seinen kämpfenden Vater als Kind voller Sorge beobachtet hatte, schilderte er die Situation mittels abwertendem Tonfall. Paul verkörperte für Andreas zu diesem Zeitpunkt ein Männerideal, welches furchtlos, geschäftig und dominant ist und mit welchem sich Andreas identifizierte. In seiner Erinnerung kommentierte sein Vater unaufgeregt die Situation „*das ist wie in einem Film*“ – eine Gelassenheit, die Andreas in seiner Schilderung kopierte – und ging unerschrocken auf den Angreifer zu, um mit ihm, ohne selbst bewaffnet zu sein, zu kämpfen. Andreas Bewunderung und Liebe für Paul in dieser Situation wollte er nicht explizit machen, sie zeigte sich aber in seinem verschobenen Zeitgefühl aus Angst um seinen Vater.

Nachdem es in Kairo zu wiederholten islamistischen Attentaten kam, beschloss Karin mit ihren Kindern die Stadt zu verlassen und wieder nach Österreich zurückkehren zu wollen. Zwar bekam Paul ein Jobangebot in New York, er beschloss aber dennoch, seiner Familie zu folgen.

Umzug nach Österreich

Andreas erlebte seine Rückkehr nach Österreich mit vierzehn Jahren anfangs als bedrohlich: „*Dunkelheit, Schnellbahnfahren, engstirnige Leute*“ (I2: 41-42/1). Sein Leben zwischen Wien, wo er unter der Woche eine Privatschule besuchte und dem Leben am Land, wo Andreas Familie die Wochenenden in dem wieder bezogenen Familienhaus verbrachte, schilderte er als „*Doppelleben*“. Andreas empfand sich an seiner Schule als Außenseiter: „*Die waren auch alle so total äh together in ihrer Chauvineau Markenluftkleidung äh Background-Family-Bla Blase diese Kinder.*“ (I2: 42-43/1) Zwar stammte Andreas ebenso aus einer wohlhabenden, kosmopolitischen Familie, er konnte bzw. wollte sich aber nicht als Teil dieser „*Blase*“ erleben.

Entgegen seines schulischen Umfeldes, das Andreas mit Konformität und Konkurrenz verband, empfand er sich mit seinem Freund Bernd bei Abenteuern im Freien als ungebändigt und akzeptiert. Zu Bernd, einem Jungen, den Andreas mit sechs Jahren kennenlernte und mit dem er jährlich erfolgende Sommerurlaube in Österreich verbrachte, pflegte er bereits während der Jahre im Ausland eine Freundschaft. Diese Freundschaft intensivierte sich nach Andreas Rückkehr, seine anfängliche rechte Politisierung erfolgte gemeinsam mit Bernd. Mit 15 Jahren begannen die beiden Rechtsrock zu hören und auf Dorffesten in Kontakt mit Skinheads und einer FPÖ-Klientel zu kommen. Seine

Orientierung an „*hart[en] und taffe[n] Typen*“ (I2: 1183/24), denen er hier begegnen konnte, brachte Andreas in direkten Zusammenhang mit seinem enttäuschten Vaterideal:

„Mein Vater war immer die große Figur in den 12 Jahren im Ausland, - der Superheld quasi, - der hat eine Uniform angehabt. [...] Er war immer das große Bild, - der große coole Typ, - der Chef vom Flughafen. [...] Er war halt immer der, der, das Familienoberhaupt so. - Der Mann so. - Er hat das Geld verdient. [...] Wie wir dann zurück gekommen sind nach Österreich, -- da war ich eben 14 und mein Vater [...] 30, 31 Jahre älter. - Also eh in so einem Alter Mitte 40, - da willst du dann auch schon selber so ein bisschen deine Ruhe haben. - Merke ich selber [amüsiert] und hat eigentlich, - der coole Typ war dann weg. - Der - er hat dann seinen - plakativ gesagt, - seinen rot plüschenen dunkelrot plüschenen Morgenmantel, - Schlafrock angezogen, - zu Hause Staub gesaugt – pausenlos, - den Garten gegossen - mit einer Hand so hinten, - den anderen gehalten, - ist er so gestanden [verächtlich gesprochen]. - Also das Männeridealbild, - Vorbild war weg, – komplett.“ (I2: 1114-1140/23)

Für Andreas weiblich assoziierte Tätigkeiten seines Vaters führten zu einer Verächtlichmachung ihm gegenüber: Paul handelte zuwider bisher bedienter männlicher Rollenvorstellungen, nach denen weder Haushalts- noch Gartenpflege betrieben, flauschig légere Bekleidung getragen, oder Uneindeutigkeit nach außen gezeigt werden darf. Obwohl Paul weiterhin gutverdienend und Uniform tragend war, zog er, durch neue häusliche Vorlieben einerseits und das Desinteresse an Andreas Entwicklung andererseits, den Hass seines Sohnes auf sich. Karin nahm mit dem Umzug der Familie zurück nach Österreich ihre journalistische Tätigkeit wieder auf, Paul war demnach nicht mehr Alleinverdiener. Auch wenn Andreas die Karriere seiner Mutter im Interview stets als etwas Positives schilderte, büßte sein Vater als derjenige, der nicht mehr allein „*das Geld verdient[e]*“, an Souveränität ein. Damit implizierte die finanzielle und gesellschaftliche Aufwertung der Mutter die Abwertung des Vaters.

Angewidert erzählte Andreas von Pauls Science-Fiction-Vorliebe und Freude an TV-Sportübertragungen. Er zeigte darin die Kränkung über das Desinteresse seines Vaters:

„Und dann hat er noch Sport geschaut, - Tennis und äh Skirennen und so Autorennen und wenn ich rein gekommen bin und etwas wollte als 14, 15 jähriger junger Mann, oder Teenager - hat er gesagt: „Pft“, - weil irgend so ein Arschloch-Sportkommentator gerade - da die Sekunden runtergezählt hat und das drei Stunden lang – ja [?]“ (I2: 1142-1145/23)

Statt Andreas Ideal eines abenteuerlustigen, trinkaffinen und körperlich ertüchtigten Mannes zu entsprechen, verfolgte Paul Hobbies, welche sein Sohn mit Passivität und Schwäche assoziierte. Hierauf folgte maskulinistische Abwertung vonseiten Andreas, der sich als

zurückgewiesen erfuhr und sich im Konkurrenzkampf mit Beschäftigungen seines Vaters sah, welche er zutiefst ablehnte.

Die Zeit als rechtsextremer Jugendlicher

Die darauffolgenden Jahre als rechtsextrem Orientierter zwischen 15 und 19 Jahren schilderte Andreas als durchzogen von intensivem Alkoholkonsum, Rechtsrock hören und Prügeleien beim Feiern am Wochenende. In der Clique mit Bernd und einem weiteren Freund, Felix, konnte Andreas seinem Gefühl, „unfertig“ (I2: 1668/34) zu sein, mittels aggressivem Auftreten begegnen. Sie kauften sich Schlagstöcke und Springmesser, die sie bei gemeinsamen Aktivitäten mit sich führten. Um dem Bild eigener Gewalttätigkeit entgegenzuwirken, berichtete Andreas, dass er und seine Skinhead-Clique „*viel mehr aufs Maul gekriegt [hätten], als - aber auch nicht sehr viel eben*“ (I2: 560/12). Gegen wen das Ausagieren von Gewalt gerichtet war, ließ Andreas unbestimmt. Die Skizzierung von sich selbst als Opfer von Gewalt kollidierte mit dem Wunsch nach souveräner Inszenierung und wurde dementsprechend unmittelbar von Andreas relativiert („*aber auch nicht sehr viel*“). Auf die Frage nach gewaltvollen Situationen zu einem späteren Zeitpunkt im Interview schilderte Andreas folgende Situation:

„einmal sind wir nach Wien gefahren [...] jedenfalls, - ich hatte ein, [...] ich glaube Fixiermesser – einstecken, - und war halt ein bisschen auf tafter Bub und wir haben ganz schnell, - wahrscheinlich Türken oder so, die super -wie heißt das [?] äh Kunk, - nicht Karate, - nicht Taekwondo, sonder was machen die [?] Jedenfalls ganz schnell die, - der Typ stand vor mir und ich habe mir noch überlegt, - soll ich das Messer rausziehen [?] und bumm hatte ich schon seinen Fuß im Gesicht und lag auf dem Auto, oder unter dem Auto und dachte mir ja okay gut, - gut passt genug, - danke. - Das war eigentlich die einzige gewaltvolle Situation.“ (I2: 1505-1514/31)

Andreas wiederholte im Folgenden seinen inneren Konflikt zwischen maskulinistischer Selbstbehauptung und Relativierung rechtsextrem motivierter Gewalt. Er erzählte unmittelbar darauf von einer Situation, bei der er kämpferisch überlegen war und „*irgendeine[n] Türken*“ (I2: 1518/31) vor einem Lokal in Wien geboxt hatte. Sich rassistisch unreflektierter Sprache bedienend veranschaulichte Andreas dabei, dass er entgegen seinem Präsentationsinteresse auch für die Austragung von rassistisch motivierter Gewalt bereit war.¹¹⁸

118 In meinem Analyseprozess der erlebten Geschichte von Andreas empfand ich das wiederkehrende Bedürfnis, seine Aussagen als falsch und widersprüchlich zu entlarven und damit auf die Ebene der

Als beginnende wissenschaftliche bzw. journalistische Beschäftigung, bei der er seiner Faszination für rechtsextreme Gewalt nachgehen konnte, ohne sie selbst zu betreiben, betrachtete Andreas das Sammeln von Zeitungsartikeln über Neonaziaktivitäten im deutschsprachigen Raum, das er mit 15 Jahren begann. Wie von dieser Beschäftigung, berichtete Andreas auch von Aktionen wie bspw. S-Bahn Garnituren mit Hakenkreuzen zu beschmieren oder Patches mit NS-Symbolik auf seine Jacke zu nähen, die er jedoch mit Scham ausgeführt hätte und somit auch über ein elterliches Verbot dankbar gewesen sei:

„Dann kann ich mich noch erinnern an die Szene in der Küche, - zu Hause, - wo ich mit meiner Mutter - halt rede und streite und ihr das erkläre, - was das eigentlich für ein Symbol ist und sie mir das verbietet [...] ich habe gewusst, dass sie so reagieren wird - also habe ich irgendwie darum gebettelt, dass sie es mir verbietet irgendwie - finde ich halt“ (I2: 1053-1061/22)

Die Anerkennung seiner Mutter war Andreas wichtiger, als seine rechtsextreme Anschauung nach außen zu verteidigen und sich über den mütterlichen Willen hinwegzusetzen. Dass Andreas seine Mutter als naiv beschrieb, die seine Politisierung nur in wenigen Situationen zu spüren bekam, zeigt, dass Andreas sie aus Angst vor Liebesentzug nicht mit seinen Ansichten konfrontieren wollte. Kontrastierend mit Andreas Eigeninterpretation, dass er immer schon gewusst habe, dass rechtsextreme Ideologie falsch sei, wäre die Lesart, das Unterlassen der Zurschaustellung seiner Anschauungen gegenüber schulischen und elterlichen Autoritäten passierte aufgrund von Angst vor Verlust von Anerkennung.

Mit dem Ende seiner Schulzeit und dem beginnenden Studium mit 19 zeichnete sich die Möglichkeit eines bürgerlichen Karriereweges ab. Der berufliche Erfolg seiner Eltern veranschaulichte Andreas einen potenziellen Lebensverlauf, der vielversprechender war, als mit seinen rechtsextremen Freunden in der dörflichen Provinz in die Zukunft zu denken. Demgegenüber erlebte sich Andreas in dörflichen Schlägereien zunehmend fehlplatziert und seine Umgebung als primitiv und ohne langfristige Perspektiven. Narrativ anschließend an Andreas Distanzierungserzählung berichtete er vom Selbstmord seines damals 21-jährigen Freundes Felix, als Andreas 19 Jahre alt war. Felix wurde wegen Diebstahls verurteilt und von einem gemeinsamen Freund vergewaltigt, woraufhin er sich umbrachte. Auch wenn

erzählten Geschichte zu wechseln. Diese gibt über Andreas jetzt-Sicht Auskunft, während es mir umgekehrt schwer fiel, mich in den Erlebnissen und Empfindungen seines vergangenen Ichs einzufühlen. Die Fülle an argumentierenden Passagen, bei denen sich Andreas rechtfertigte, relativierte und unplausible Bewertungen abgab, bedingte dies zum einen. Außerdem übertrugen sich Andreas Widersprüche auf mich, zugleich ein gewaltaffiner, erfahrener, souveräner Draufgänger sein zu wollen und gleichzeitig ein unsicherer, adoleszenter, rassistischer und seinen Eltern gefallen wollender Junge gewesen zu sein. In meinem Schwanken zwischen journalistischer Funktion (den Lügen auf die Schliche kommen) und Forscherin (interpretieren statt bewerten) drückte sich diese Übertragung aus.

Andreas Felixs Tod nicht explizit in Verbindung mit seinem Distanzierungsbedürfnis brachte, lässt die narrative Nähe der beiden Themen darauf schließen, dass dieses Ereignis mit der Abwendung von seinem rechtsextrem orientierten Freundeskreis zu tun haben könnte. Auch hiermit wurde Andreas vor Augen geführt, dass „alternative“ Lebenswege zu einem bürgerlichen Lebensweg abgründig seien.

Vor dem Beginn seines Studiums absolvierte Andreas das Bundesheer, sowie eine daran anschließende Spezialausbildung im Jagdkommando. Mit „*Pseudoautorität und Pseudobrüderlichkeit*“ (I2: 105/3) beschrieb Andreas seine Enttäuschung gegenüber dem Verlauf seiner Bundesheererfahrung. Unlust an militärischer Unterordnung, die Unterforderung bei körperlichen Aufgaben und diskriminierende Äußerungen seiner Kameraden nannte er hierfür als Gründe. Durch seinen Militärdienst erhoffte sich Andreas Zugang zu Personen, in denen er sich wiederfinden konnte. Statt jedoch Anerkennung für seine soldatisch kampfbereite Einstellung zu erfahren, war Andreas mit einem Apparat konfrontiert, der ihm in bürokratisch hierarchischer Manier Befehle und Verläufe vorgab, die seinem Bedürfnis nach spontaner Gewaltaktion nicht entsprachen. Andreas gelang es offenbar nicht im Umgang mit seinen Kameraden ein positives Gruppengefühl durch gegenseitige männliche Bestätigung zu erfahren.

Mittels welcher Personen und Erfahrungen sich Andreas ideologisch soweit distanzierte, dass er Freund*innen und Bekannte dafür kritisierte, menschenverachtende Aussagen zu machen und rechtsextreme Parteien/Organisationen zu unterstützen¹¹⁹, bleibt eine Leerstelle in Andreas Erzählung. Während einerseits die politische Festigung von Karin dabei zentral gewesen sein könnte, könnte auch Andreas erste Freundin, mit der er mit 18 Jahren für eineinhalb Jahre eine Beziehung führte, dabei eine Rolle gespielt haben, da seine Distanzierung zeitlich mit dieser Beziehung zusammenfällt. Ebenso wie bei allen anderen weiblichen Figuren fiel auch bei seiner ersten Freundin die Skizzierung ihrer Person blass aus, sodass über ihr politisches Selbstverständnis nichts in Erfahrung gebracht werden konnte.

119 Andreas schilderte einerseits eine Situation, bei der er seinen „Militär-Buddy“ (I2: 106/3) dafür kritisierte, fortlaufend antisemitische Witze zu erzählen. Er drohte ihm damit, nicht mehr mit ihm zu sprechen. Weiters wies Andreas wenige Monate nach seinem Militärdienst Bernd aus der Wohnung, nachdem dieser ihm erzählt hatte, bei der Nationalratswahl die FPÖ gewählt zu haben.

Bürgerliche Konsolidierung¹²⁰

In den folgenden Jahren studierte Andreas Geschichte in Wien. Seine Erzählungen von Seminarinhalten, romantischen Beziehungen und politischem Aktivismus mit linken Studierenden verweist auf eine Lebenssituation, in der Andreas in einem akademischen Milieu Anerkennung und Sinnstiftung fand. Auf die Frage nach weiteren Erlebnissen seiner Unizeit schilderte Andreas folgende Situation:

„Ich weiß noch - da standen die Nazis bei dem Siegfriedskopf - oder wir - nein wir um den Siegfriedskopf und die da drüben sind dazu gekommen [unverständlich], weil ich war da mit diesen [XY]-Leuten diesen Linken [...] und da stand einer gegenüber - ich bin rüber [unverständlich] - ich hab ihn so richtig angeschaut - ein Typ - der war genau wie ich - Glatze - Messer - ah aber da hat er ein Hakenkreuz tätowiert gehabt - das war der Unterschied – [M.S.: mhm - mhm] da habe ich irgendwie lachen müssen – nein - nicht lachen müssen, aber halt – ja“ (I2: 710-716/15)

In dieser Passage beschrieb Andreas das Aufeinandertreffen von Angehörigen einer rechtsextremen Kameradschaft und linken Gegendemonstrant*innen an einem Denkmal mit antisemitischem und antidemokratischem Bezug, welches sich auf dem Universitätsgelände befand. Das Wiedererkennen in seinem politischen Gegner verweist auf eine erfolgte ideologische Distanzierung, bei der ein Selbstverstehensprozess und eine Reflexion seiner Handlungsmuster allerdings ausblieb. Indem er sich in einem angsteinflößenden, kampfbereiten und waffentragenden Nazi gespiegelt sah, entstand in Andreas ein Irritationsmoment, das ein inneres Lachen in ihm auslöste.

Nach dem Abschluss seines Diplomstudiums promovierte Andreas innerhalb kurzer Zeit. Seine Diplomarbeit sowie seine Doktorarbeit verfasste er im Ausland. Sie entsprachen seinem Interesse für Militärgeschichte und der Faszination für „*männliche Abenteurer*“ (I2: 738/15), wie Andreas selbst analysierte. Im Anschluss daran arbeitete er als Wahlhelfer, Bodyguard und Diplomat in verschiedenen Staaten für die UNO. Seine gesellschaftliche Stellung und sein Einkommen erklärte sich Andreas durch sein eigenes (ungeschlechtliches) Können:

„M.S.: mhm – okay - wie hat sich dein Mannsein im Laufe der Zeit verändert? Beschreibe mir bitte Situationen wo sich das gezeigt hat

120 Das „Versprechen“ durch Erfüllung leistungsideologischer Anforderungen, durch eine angesehene Berufstätigkeit, die Identifikation mit der ausgeführten Lohnarbeit, eine heteronormative Familiengründung, höhere Bildungsabschlüsse, eine Übereinstimmung mit einem verfassungskonformen Mehrheitsdiskurs, etc. gesellschaftliche Anerkennung zu erfahren, fasse ich als bürgerliche Konsolidierung.

A.B. -- definieren Sie Mannsein also ja ich weiß -- naja, dass ist halt von einem unsicheren ah schüchternen -- jungen Buben eben das Militär war prägend für das Mannsein - da habe ich gemerkt - ja ich kann genauso schleppen und ich - also körperlich bringen die mich nicht an meine Grenzen und psychisch auch nicht, weil das Leckt-mich-am-Arsch ist noch immer stärker als der Befehl [...] das Sexuelle oder Libidinöse ist halt ziemlich prägend gewesen für das Mannsein, oder - das andere hat wahrscheinlich nichts mit Mannsein zu tun - das hat eben - das war Erfolg oder Karriere oder Studium oder so - das ist nicht - da ist man nicht Mann - da ist man einfach Mensch - oder gescheit oder halt weitergekommen“ (I2: 1593-1617/33)

Andreas bediente in seiner Antwort auf meine Frage mehrere stereotype Punkte in Bezug auf männliche Biografien:¹²¹ Erfahrungen im Militärdienst, sexuelle Erfahrungen und die berufliche Laufbahn als Karriereaufstieg sind jene Aspekte, welche er für seine eigene männliche Identität als konstitutiv erachtete. Letzteres in leistungsideologischer Abrenzung zu anderen und in Absehung seiner gesellschaftlich privilegierten Position.

Andreas diagnostizierte sich einen fortgetragenen „Gewaltwahnsinn“ (I2: 1536/31) auch zur Gegenwart des Interviews. Unter diesem würden „gesunde Leute“ (I2: 1534/31) leiden, „viele Freundinnen hatten irgendwie Angst“ (I2: 1537/31) vor ihm. Von welcher Form von Gewalt Andreas spricht, erläuterte er nicht weiter. In späteren romantischen Beziehungen erlebte er sich als impulsiv und jähzornig. Seinen Charakter empfand er als etwas Gesetztes, unter dem er selbst leiden würde, weil er ihm Einsamkeit durch die Unmöglichkeit, sich länger in sozialen Kontexten wohlfühlen, bescheren würde. Auch wenn Andreas die negativen Auswirkungen seines auf Stärke und Dominanz beruhenden Verhaltens bemerkte, schilderte er sich als passiv diesem Handlungsmuster gegenüber ausgeliefert.

Dichotomisierungen, ein naturalistisch-marzialistisches Menschenbild und ein Kult um Stärke und Männlichkeit als Aspekte rechtsextremen Denkens bediente Andreas bis zur Gegenwart des Interviews. Während er rassistische und antisemitische Ressentiments im Zuge seiner späten Adoleszenz und seines beginnenden Studiums zu weiten Teilen verurteilte, vermittelte er an stereotypen Vorstellungen zu Geschlecht festhalten zu wollen: Einerseits sexualisierte er im Interview erwähnte Frauen (inklusive mich als Interviewerin), er verurteilte nicht männlich assoziierte Eigenschaften an anderen Männern und profilierte sich als unbändiger und rebellischer Draufgänger. Andreas distanzierte sich mit einer Aussicht auf einen bürgerlichen Karriereverlauf entsprechend seines elterlichen Vorbildes

121 Vgl. Scholz, Männlichkeitssoziologie, 256.

In männlichen Biografien erkennt Scholz folgende zentrale Narrative: „Fokussierung von Berufsarbeit“, „ReKonstruktion der Armeezeit“, „Dethematisierung von Familienbeziehungen“ und die „Bezugnahme auf andere Männer“.

von rechtsextremen Kontexten, welche er als dummlich empfunden hinter sich lies, ohne aber etwa den Kontakt zu Bernd abubrechen, welchen er als Hauptfaktor für seine rechtsextreme Ideologisierung benannte. Handlungspraktische Kontinuität zeigte Andreas in der Bemühung allzeit kampfbereiter Krieger zu sein, nur auf der anderen „Seite“ stehend. Emotionale Distanzierung entlang der Reflexion und Veränderung eigener Handlungsmuster war in Andreas biografischer Schilderung nicht zu erkennen. Insofern erweckte die Distanzierung von menschenverachtenden Einstellungen auch eher den Anschein aus einem normativen Grund heraus zu passieren – weil es sich so „gehört“ – und weniger aus einem empathischen Empfinden heraus, anderen Personen nicht erniedrigend, sondern auf Augenhöhe begegnen zu wollen.

5.3 Fallrekonstruktion Torben Böhm

5.3.1 Kontaktaufnahme, Interviewsetting und -verlauf

Ende August vermittelte mir ein Distanzierungsbegleiter den Kontakt zu Torben Böhm. Die Kontaktaufnahme verlief unkompliziert: Torben erklärte sich bereits im Vorfeld bereit, sich von mir interviewen zu lassen, weshalb wir nach wenigen ausgetauschten Sätzen einen Interviewtermin in der darauffolgenden Woche verabredeten. Aufgrund der akuten Ansteckungsgefahr durch die Covid-19 Pandemie entschieden wir, das Interview virtuell stattfinden zu lassen. Über Skype traf ich Torben am verabredeten Tag. Da dies abseits unseres Telefonats unsere erste Begegnung war, gestalteten sich die ersten Minuten als holprig. Durch die Abwesenheit eines gemeinsamen physischen Raumes war eine Einstimmung durch nonverbale Kommunikation erschwert und damit Nervosität schlechter abzuwenden. Ich bemühte mich um einen möglichst freundlichen und lockeren Umgang um die Interviewsituation weniger steril und von meiner Seite aus entspannter zu gestalten.

Neben technischen Schwierigkeiten, aufgrund welcher ich Torben in den ersten dreißig Minuten wiederholt schwer verstehen konnte – die Benutzung von Kopfhörer seinerseits verschaffte Abhilfe – empfand ich Torbens Antworten an vielen Stellen als unzugänglich und emotional distanziert. Während ich zu Beginn noch versuchte, im Sinne narrativen Nachfragens die Erzählung von konkreten Ereignissen anzusteuern, bedingte die idealisierte und tabellarische Schilderung von Torbens Biografie, dass ich den Gesprächsverlauf zu bestimmen begann. Zusätzlich zu Fragen nach Jahreszahlen, wann ein Ereignis stattgefunden habe (was nicht im Sinne meiner Erhebungsmethode ist), verursachte meine Dominanz im Gesprächsverlauf, dass ich rückblickend betrachtend Torben an mehreren Stellen zu früh

unterband und Pausen nicht lange genug aushielt. Torbens Banalisierung seines eigenen (emotionalen) Erlebens löste eine Nervosität in mir aus und das Bedürfnis, mich für meine Methodik und Thematik zu rechtfertigen. Dies bedingte, dass ich mich an manchen Stellen wissenschaftlicher Kategorien und Sprache bediente und nicht, wie vorgesehen, in den Regeln der Alltagskommunikation verblieb, bspw.:

„M.S.: Ich würde dir jetzt noch ein paar Fragen stellen, die so ein bisschen mehr ähm – spezifischer auf mein Thema irgendwie zu sind. – Ähm – und zwar- es geht mir auch um Männlichkeit und ähm, – kannst du mir so – also von so Situationen mit mit deiner Gruppe erzählen – wo du irgendwie das Gefühl hattest, – okay, – das war jetzt irgendwie, – mhm – das hat dich jetzt irgendwie in deiner Männlichkeit angerufen, – oder da wurde jetzt irgendwie ein Männerbund praktiziert, – so also, – wie sich das angefühlt hat“ (I3: 1380-1384/28)

Indem ich theoretische Termini wie „in seiner Männlichkeit angerufen werden“ und „einen Männerbund praktizieren“ mit dem Nachfragen von Situationen verband, beförderte ich eine erwünschte Antwort und erschwerte eine freiere Assoziation abseits meiner Erwartungen. Zudem drückte sich in konfrontativen Fragen meine Ungeduld mit Torbens Zurückhaltung aus:

„M.S: Mhm - aber hast du auch das Gefühl, dass du einen besseren Zugang zu deinen Emotionen hast seitdem [?]“ (I3: 1670/34)

Da Torben keinen eingeschränkten emotionalen Zugang seinerseits thematisierte, kann meine Frage als provokative Unterstellung, welche eher einer Therapie- als einer Interviewsituation im Sinne meiner Erhebungsmethode entspricht, empfunden werden. Eine konfrontative Frage bringt im besten Falle eine unerwartete Regung ans Tageslicht, welche über Unbewusstes im*in der Probanden*in rückschließen lässt. Somit erhoffte ich mir über meine Fragestellung eine emotional gefärbte Antwort zu erhalten, welche allerdings ausblieb, worauf ich in der weiteren Analyse noch zu sprechen komme. Nach knapp drei Stunden Interview kam es noch zu einem kurzen privaten Gespräch zwischen Torben und mir.

5.3.2 Zum Präsentationsinteresse: „*Eigentlich würde ich sagen, es gibt tatsächlich gar nichts zu erzählen*“ (I3: 8-9/1)

Torben beendete seine kurz ausfallende Eingangspräsentation nach drei Minuten. Dies scheint durch zwei Aspekten erklärbar: Zum einen kann die Erwartung an die

Interviewsituation, als ehemaliger Rechtsextremer befragt zu werden, das Bedürfnis entstehen lassen, seine Hinwendung nicht mittels eines schwierigen familiären Umstandes zu erklären. Der im Titel zitierte Eingangssatz Torbens drückt damit sein Präsentationsinteresse – etwa „meine harmonische Biografie/Kindheit, aus der sich nicht erklären lässt, warum ich rechtsextrem wurde“ – aus. Torben war darum bemüht, seine Kindheit als „ganz normale Geschichte“ zu schildern und sie darüber hinaus zu idealisieren. Das Verhältnis zu seiner Mutter und seinen Geschwistern, engagierte Lehrende in der Schule, Freund*innenkreise und freizeitleiche Aktivitäten in sozialen Kontexten beschrieb er als Erfahrungen, die kaum Wünsche offenließen. Bei der Schilderung dieser Lebensphasen verblieb er in der Form eines Berichts und einer Argumentation, ohne sich auf Erzählaufforderungen einzulassen. Eine zweite Erklärung für Torbens kurze Eingangspräsentation bietet damit sein wenig emotionaler Zugang zu Erinnerungen, welcher gleichsam seiner berichtenden und argumentierenden Artikulationsform entspricht. Lücken in Torbens biografischer Schilderung erwecken den Anschein, dass er Negatives, bewusst oder unbewusst, auszusparen versuchte. So erinnerte er zwar den Eurowechsel in seiner Kindheit, konnte sich allerdings an die Trennung seiner Eltern als Sieben- oder Achtjähriger kaum erinnern.¹²²

Auf die Erzählung über seine Zeit in der extremen Rechten drängend, gab sich Torben, nachdem ich keine Nachfragen mehr zu seiner Kindheit und seiner Familiengeschichte stellte, sichtbar erleichtert. Im Zusammenhang mit seiner rechtsextremen Politisierung fiel es ihm leichter, über Empfindungen und konkrete Situationen zu sprechen. Torben schilderte sowohl Ausgrenzungserfahrungen und Krisensituationen, welche er als Rechtsextremer durch seine „Kameraden“ erfahren habe, als auch Lustvolles. Damit zeichnete er ein ambivalentes Bild von seiner Szenezeit, welches seinen politischen Verlauf und die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen rechtsextremen Gruppierungen nachvollziehbar machte. Seine Hinwendung erklärte Torben mit dem Bedürfnis nach Selbstbehauptung, was ihm seine eigene Schüchternheit verwehrt habe. Mittels neuer (rechtsextremer) Identität habe er das Selbstbewusstsein gefunden, „*Frauen anzusprechen*“ und „*Konfrontation zu suchen*“ (I3: 260/6), sodass er seine Hinwendung als „*enormes Egopushen*“ (I3: 261/6) beschrieb. Durch Musik anfänglich politisiert, beschrieb Torben seine Radikalisierung als Übernahme

122 Dieser Umstand könnte auch auf eine „Deckerinnerung“ hinweisen, welche Rosenthal mit Berufung auf Freud anführt: „Deckerinnerungen verdanken ihren Gedächtniswert nicht dem eigenen Inhalt, sondern dessen Beziehung zu einem anderen unterdrückten Inhalt“. (Sigmund Freud, Über Deckerinnerungen. In: Gesammelte Werke, Bd. 1 (Frankfurt a. M., 1899), 551, zit. n.: Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, 135. Deckerinnerungen würden damit stellvertretend für andere Erlebnisse erinnert werden, welche in irgendeiner Art bedrohlich oder unangenehm sind.

eines musikalisch transportierten „Mindsets“, analog zu „anderen“ subkulturellen Anpassungsleistungen:

„Wenn man Metall hört lässt man sich wahrscheinlich die Haare wachsen. Mit Hip Hop zieht man Beggy Pans an und ähm, na klar - wenn man Nazimusik hört, dann möchte man natürlich auch da einsteigen und hat das Gefühl, alles klar, ich bin etwas, oder ich bin hier der Rechts, na, ich bin Deutschlands Zukunft, oder so was und all so ein Schwachsinn“ (I3: 246-249/6)

Abseits von Schüchternheit und dem aggressionssteigernden und selbstwertstiftenden Hören von Rechtsrock, brachte Torben keinerlei biografische und psychosoziale Faktoren in Zusammenhang mit seiner Hinwendung. Dem entspricht sein Rückblick auf seine Kindheit, welche „eine *schöne Sache [war], wenn dann bloß dieser Mensch mit der Musik nicht gewesen wäre*“ (I3: 344-345/8). Gleichsam klingt das Wirken von rechtsextremen Texten im obigen Zitat wie ein Automatismus. Um mir als Interviewerin nachdrücklich zu vermitteln, dass sich Torben von seinen früheren politischen Anschauungen gelöst habe, gebrauchte er für rechtsextreme Ideologieaspekte gängig die Formulierung „Schwachsinn“.

Torben kontrastierte in seiner Erzählung keinen fremdverschuldeten Einstieg mit einem selbstverantwortlichen Ausstieg, sondern schilderte seine Distanzierung bedingt durch Ausschlusserfahrungen und Bevormundung durch andere Rechtsextreme, seine politische und subkulturelle Nähe zur politischen Linken, sowie durch die proaktive Zuwendung von Personen aus dieser. Da er im Zuge seiner rechtsextremen Politlaufbahn sich immer mehr zu einem Außenseiter entwickelt habe – veganer und Straight-Edge-Lebensstil, antikapitalistische Narrative, alternativer Modestil – und sich dadurch szeneeinternen Anfeindungen ausgesetzt sah, hätten diese zu einem Ausstieg seinerseits geführt. Zusätzlich zu seinem manifesten Zweifel, den er durch das Verhalten seiner „Kameraden“ erfahren habe, seien seinen homofeindlichen und rassistischen Vorurteilen in Gesprächen mit linken Personen plausible Contraargumente entgegnet worden.

5.3.3 Erlebte Lebensgeschichte

Familiengeschichtlicher Hintergrund

Seine ersten Jahre lebte Torben in einer Kleinstadt in Ostdeutschland. Dies war bereits der Geburts- und Lebensort seiner Mutter Petra und damit auch der Wohnort seiner Großeltern mütterlicherseits. Diese tradierten ein positives Bild über das Leben in der DDR, welches auch Torben im Interview bediente. Abseits der Tatsache, dass seine Großeltern bis heute ein

Paar und über 40 Jahre verheiratet seien, konnte er nichts über ihren biografischen Verlauf berichten. Ebenso konnte Torben über die Biografie seiner Mutter nur ihre Ausbildung als Köchin und ihre Hausfrauentätigkeit ab dem Zeitpunkt der Geburt von Torbens sechs Jahre älterem Halbbruder Steven erinnern. Steven ging aus einer früheren Beziehung Reginas mit einem Mann hervor, welchen Torben als uninteressiert bis zu missgünstig seinem Sohn gegenüber schilderte. Sowohl die Tatsache, dass Regina erst mit dem Umzug in den Heimatort von Torbens späterem Stiefvater Dominik, den Wohnort ihrer Eltern verließ, als auch Torbens Erzählungen über Situationen mit ihr, lassen Regina als familienbezogene Person erahnen, deren Lebensmittelpunkt die Umsorgung ihrer Kinder und Partner darstellte. Anteilnahme an der Erziehung der gemeinsamen Kinder forderte Regina auch von ihren Partnern ein, wofür die Trennung von Stevens und später auch von Torbens Vater Maik spricht, nachdem diese Reginas Bedürfnissen nicht nachkamen.

Über Maiks familiären Hintergrund wusste Torben nur den frühen Tod seiner Großeltern, mit welchen Maik ohne bekannten Grund zerstritten gewesen sei, zu erzählen. Anzunehmend wuchs auch er in der DDR auf. Anschließend an eine Lehre als Boden- und Fliesenleger absolvierte Maik eine Weiterbildung zum Meister. Später gründete er ein eigenes Unternehmen.

Torben betonte das Desinteresse seiner Familie an (gesellschafts-)politischen Themen, sowohl mütterlicher- als auch väterlicherseits. Seinem Präsentationsinteresse entsprechend, wollte er familiäre Erfahrungen nicht als Grund für seine Hinwendung zur extremen Rechten angeben. Im Bedürfnis, die biografische Skizzierung seiner Familienmitglieder möglichst kurz zu halten und damit Zusammenhänge jenseits von eindeutig artikulierten politischen Aussagen auszublenden, artikuliert sich Torbens Präsentationsinteresse.

Torbens Kindheit bis zur Trennung der Eltern

Torben kam 1992 als erstes Kind seines Vaters und zweiter Sohn seiner Mutter Regina zur Welt. Über die gemeinsame Zeit der Eltern vor seiner Geburt wollte bzw. konnte Torben nicht sprechen. Mit dem Verweis, dass ihn angesichts der späteren Trennung von Regina und Maik nicht interessieren würde, wie sich seine Eltern kennengelernt hätten, offenbarte er (auch hierdurch) sein Desinteresse an der Biografie seiner Eltern abseits seiner eigenen Geschichte. Torben wuchs bis zu seinem achten Lebensjahr kleinstädtisch auf. Er lebte gemeinsam mit seinen Eltern und seinem um sechs Jahre älteren Halbbruder in einer Wohnung. Während Maik für den finanziellen Unterhalt der Familie sorgte, kümmerte sich

Regina um die Erziehung der Kinder, die reproduktiven Aufgaben im Haushalt, sowie anzunehmend um die emotionale Umsorgung von Maik. Mehrmals betonend, dass sein Vater ausschließlich auf seine Erwerbsarbeit fixiert und kein „*Familienmensch*“ gewesen sei, tradierte Torben die Erzählung seiner Mutter. Nach eigenen Angaben könne er sich selbst kaum an Erfahrungen mit seinem Vater erinnern, vor allem nicht an von Einfühlung und emotionaler Anteilnahme gekennzeichnete:

„M.S.: Ok, aber und so bis zur Trennung deiner Eltern [?] Kannst du dich da an Situationen erinnern, - wo du irgendwie mit deinem Vater über Emotionen oder so etwas gesprochen hast [?] - Wie es dir geht oder

T.B.: Gar nicht. - Das mach ich selbst heute nicht, weil ich eben weiß, dass mein Vater nicht so ein Familienmensch ist. - Und ich bin, - weiß ich nicht, - auch nicht ein Mensch, der sich jetzt hinsetzen kann und über Emotionen oder Gefühle, oder so etwas sprechen kann, oder keine Ahnung. - War ich nie ein Mensch für. - Also und weiß ich nicht, - mit meinem Vater da erst recht nicht.“ (I3: 627-633)

Während sich Torben einerseits in Bezug auf emotionale Zugänglichkeit mit seinem Vater verglich, beschrieb er die familiäre Konstellation aus der Sicht seiner Mutter. Zwischen Regina und Torben bestand – auch zum Zeitpunkt des Interviews – eine Verbundenheit, die Torben ausdrückte, indem er sich ein „*totales Muttkind*“ (645/14) nannte.¹²³

Mit vier Jahren besuchte Torben den örtlichen Kindergarten und mit sechs Jahren die Grundschule. Auch auf seine Schullaufbahn bezogen strich Torben sein unspektakuläres, keinesfalls aber negatives Erleben heraus. Die Geburt seines kleineren Bruders Jimmy und die gemeinsam verbrachte Zeit mit seinen Brüdern wurde von Torben ebenso nur positiv und ohne erwähnenswerte Erlebnisse berichtet.

Dass sich die Eingliederung der DDR in die westdeutsche Gesellschaft auf die sozio-ökonomische Situation der Familie niederschlug, ist anzunehmen. Regina war zeitweise gezwungen, Ein-Euro-Maßnahmen des Arbeitsamtes anzunehmen, was für eine finanziell prekäre Situation spricht. Zwar konnte Torben dies nicht zeitlich präzisieren, wahrscheinlich ist allerdings ein Zusammenhang mit dem Konkurs von Maiks Unternehmen, sodass Regina zusätzlich Arbeitslosengeld beantragten musste. Als Trennungsgrund seiner Eltern gab Torben nicht die finanzielle Notlage, sondern die anhaltende Vernachlässigung Maiks seiner Familie gegenüber an. Mit ihren Kindern zog sie in eine eigene Wohnung um und lernte kurze Zeit später ihren langjährigen Partner Alfred kennen. Die Familie übersiedelte in ein entfernteres Dorf über, der Wohnort von Alfreds Familie, wo sie zwei gegenüberliegende Wohnungen mieteten. Torben musste als Achtjähriger in der dritten Klasse die Grundschule

123 Die Analyse dieses Umstandes erfolgt in der Abschlussinterpretation.

wechseln und erzählte von seinem Widerstand, die Stadt zu verlassen. Ab dem Zeitpunkt der Trennung hatte Torben über mehrere Jahre keinen Kontakt mehr zu seinem Vater. Dies kommentierte Torben lediglich mit dem Satz „*war eben so*“ (585/13), ohne seinem Vater explizite Vorwürfe zu machen oder die Tatsache für ihn als belastend zu beschreiben. Torben war darum bemüht, die erfahrene Umbruchsituation nach der Trennung seiner Eltern als leicht hinnehmbar zu beschreiben, da er sich nach kurzer Zeit in seiner neuen Lebenssituation zurechtgefunden habe. Er schilderte Alfred als fürsorglichen Stiefvater, berichtete von seinem neuen Freund*innenkreis im Dorf und seiner Mitgliedschaft in der örtlichen Jugendfeuerwehr. Nachdem in der 6. Klasse die Gesamtschule aufgrund eines Mangels an Schüler*innen aufgelöst wurde, welche Torben in einer benachbarten Kleinstadt besuchte, musste er eine neue Schule besuchen. Dort erlebte er sich bei Lehrenden und seinen Schulkolleg*innen als beliebt. Bis zu dem Zeitpunkt, als er mit fünfzehn durch einen Klassenkollegen mit Rechtsrock in Berührung kam und seine darauffolgende rechtsextreme Politisierung begann, skizzierte Torben einen biografischen Verlauf, der diese Entwicklung seines Erachtens nach nicht erklären konnte. Sich selbst als schüchtern erlebend und den adoleszenten Wunsch nach Selbstwirksamkeit und eigener Erhöhung verfolgend, empfand Torben rechtsextreme Narrative – deutsche Überlegenheit, männliche Stärke etc. – als ansprechend.

Torbens Zeit in der örtlichen Skinheadszene

In der darauffolgenden Zeit suchte Torben Kontakt zur lokalen Skinheadszene, wo er ohne Schwierigkeiten Anschluss fand. Er kleidete sich optisch erkennbar und verbrachte nach der Schule Zeit mit anderen Skinheads, mit welchen er Alkohol konsumierte und auf der Straße ins Feindbild passende Passant*innen drangsalierte. Torbens Hinwendung bedingte, dass sich sein als engster bezeichneter Freund Deniz von ihm abwandte. Dieser fühlte sich aufgrund seines türkischen Migrationshintergrundes von Torben bedroht und kündigte ihm die Freundschaft. Da Torben seine Ideologisierung nicht als Widerspruch zu seiner Freundschaft mit Deniz empfand, erschien ihm die Entscheidung seines Freundes anfänglich als unverständlich, er übernahm allerdings rasch die rassistische Begründung seines neuen Skinheadumfeldes. Während Regina und Torbens Brüder Torbens rechtsextreme Politisierung kaum thematisierten, missbilligte Alfred diese, was die seit Torbens Pubertät aufgetretene angespannte Stimmung zwischen beiden weiter eskalieren ließ. Torben zog daraufhin mit siebzehn Jahren allein in eine Wohnung in der Nähe, welche ihm amtlich mit

der Begründung eines sich anbahnenden gewalttätigen familiären Settings finanziert wurde. Nach der 10. Klasse beendete Torben die Schule und bemühte sich erfolglos um einen Ausbildungsplatz in der Nähe seines Wohnortes. Zunehmend enttäuscht über den ausbleibenden politischen Aktivismus seines Skinheadumfeldes, begann sich Torben allein mit rechtsextremer Literatur zu belesen und er versuchte, über soziale Medien Anschluss an Kreise zu finden, in welchen er sich aktivistische Betätigung und politische Tragweite erfahren zu können erhoffte.

Karriere in der NPD und Umzug in Torbens Geburtsort –

„Dann hat man sich natürlich von den Leuten distanziert. – Hat gesagt na ihr ihr seid gar keine richtigen Deutschen. - Ihr seid wie die Zecken, – ihr kifft ja nur.“ (I3: 824-825/18)

Über Internetbekanntschaften knüpfte Torben lose Kontakte zu Mitgliedern der Nationaldemokratischen Partei Deutschland (NPD) und wurde mit 19 Jahren zu einer von dieser veranstalteten Weihnachtsfeier eingeladen. Dort lernte er örtliche Kader der Partei kennen und wurde bei darauffolgenden Veranstaltungen in Vorhaben eingebunden, sodass sich Torben innerhalb kurzer Zeit „angekommen“ fühlte. Mit 20 Jahren trat er als Mitglied der NPD bei und begann, seine Freizeit rechtsextremem Aktivismus zu widmen. Er fuhr regelmäßig auf Demonstrationen und organisierte Parteiveranstaltungen.

Mit 20 Jahren suchte Torben wieder Kontakt zu seinem Vater, bei dem er für kurze Zeit einzog. Maik verhalf Torben zu einer eigenen Wohnung. Parallel begann Torben eine dreijährige Ausbildung als Kaufmann im Einzelhandel. Während er seine Ausbildung bei der Abhandlung der chronologischen Biografie nur kurz thematisierte, führte Torben diese auf meine abschließende Frage nach der schwierigsten Lebensphase erneut an. Aufgrund anhaltender Konflikte mit seinem Vorgesetzten wollte Torben die Ausbildung abbrechen. Anstatt durch erzählerisches Hineinbegeben Ereignisse wieder durchzuleben, „schützte“ sich Torben durch Aussparungen oder Argumentation (als Erzählmodus) vor einer Emotionalisierung seinerseits.

Seinen anhaltend ungebrochenen Kontakt zu seiner Familie, sowie vereinzelt zu nicht-rechten Freund*innen begründete Torben mit seinem eigenen „respektvollen Umgang“ diesen gegenüber, was im Widerspruch zu narrativen Passagen steht:

„Wenn die in die Disco gegangen sind, hat man gesagt – okay, - ihr mit eurer ganzen verstrahlten BRD-Gesellschaft. Ihr ihr seid nicht Deutschland, - ihr seid nur BRD. Ihr sitzt da und sauft euch die Birne zu,

– während hier alles vor die Hunde geht – und euren Mainstream macht mal alleine da. - Und ich bleib lieber zu Hause und äh, - hör meine richtige Musik.“ (I3: 1025-1028/21f)

Die zitierte Passage zeigt, dass Torben sein soziales Umfeld mit rechtsextremer Propaganda konfrontierte und von seinen Vorstellungen abweichendes Verhalten kritisierte. Gleichzeitig offenbart das Zitat eine Anti-BRD-Argumentation, welche im Zeichen einer Mobilisierungsrhetorik entlang eines spezifisch ostdeutschen Rechtsextremismus steht.

Während Regina sich lediglich einmal zu Torbens Politisierung bzw. Auftreten äußerte, indem sie die Bitte an ihn richtete, sich seine Haare wieder wachsen zu lassen, beschrieb Torben seine damalige Bereitschaft, Regina im Falle einer politischen Konfrontation den Rücken zuzukehren:

„Hätte damals meiner Mutter gesagt, - entscheidet dich, – ich oder die Politik, hätte ich gesagt, - du bist nicht mehr meine Mutter, Deutschland über alles.“ (I3: 974-975/20)

Aus dem Zitat geht heraus, dass Torbens zentrales sinn- und identitätsgebendes Moment seine Zugehörigkeit zur extremen Rechten darstellte. Zwar skizzierte er seine Beziehung zu seiner Familie als ungebrochen, dies lag aber vermutlich eher am konfrontationsvermeidenden Umgang seiner Familienmitglieder mit Torbens politischen Positionen als an dessen vermittelndem Umgang.

Torben schilderte lustvolle Momente in seiner rechtsextremen Szenezeit, die u.a. durch aktivistische und freizeitliche Mobilität und einem Gefühl von Gruppenstärke und Überlegenheit gekennzeichnet waren. Bei regelmäßig besuchten Konzerten, Kameradschaftsabenden und Grillfesten erfuhr Torben nicht nur ein Einheitsgefühl aufgrund geteilter Ideologie und politischer Ziele, sondern auch durch soziale Teilhabe und freundschaftliche Beziehungen. Aufgrund von Demonstrationen verschiedene Städte zu besuchen und unbekannte Orte zu sehen, nannte Torben als Aspekte seiner schönsten Lebensphase bzw. Erlebnisse. Durch überregionale Vernetzung und Betätigungsmöglichkeiten erfuhr Torben rechtsextremen Aktivismus als Möglichkeit, Mobilität und damit Distanz zu seinem bis dato beschränkten Umfeld zu erfahren. Im Gegenzug dazu beschrieb er seine zweieinhalbjährige romantische Beziehung, welche Torben mit zwanzig Jahren einging, als seinem Aktivismus hinderlich. Seine Freundin Sandra wies Agitationsbemühungen durch Torben zurück und teilte seine rechtsextreme Ideologie nicht. Bereits verabredete Treffen mit Sandra sagte Torben für Demonstrationsbesuche ab, was wiederholt zu Konflikten führte. Torbens Kränkung über die

von Sandra vollzogene Trennung zeigte sich durch sein Bemühen, Sandra im Interview als beliebig darzustellen: „wie Sand am Meer – die Nächste kommt“ (I3: 1579-1580/32).

Auf die Frage nach Frauen in der extremen Rechten kategorisierte Torben diese nur als Mitläuferinnen und berichtete von Momenten während seiner NPD-Zeit, wo sich dieses Gefühl bestätigte:

„In dem Moment wo die Frauen einfach nur von den Kerlen mitgequatscht haben, – oder die Kerle nachgeplappert haben. – Wenn du dann auch irgendwie so, ja und warum ist das so [?] Oder wenn die irgendetwas erzählt haben, - ja damals war das so und so - und dann hast du gesagt, ja, - ist ja auch nicht so, dass man die verhört hat, oder so – man hat sich natürlich auch unterhalten mit Frauen. – Ja und wer hat das gemacht [?]- Wer hat das eingeführt [?]- Ja das weiß ich nicht, - wer hat das gemacht [?] Ja das weiß ich nicht. - Wo man so denkt, ja, du quatsch nur von den Wahlplakate nach.“ (I3: 1408-1413/29)

Analog zur später genannten positiv gemeinten Bezeichnung von rechtsextremen Frauen als „Weggefährtinnen“, stellte Torbens Schilderung von Frauen als „Mitläuferinnen“ dieselbe Position mit negativem Vorzeichen dar. Frauen seien nicht diejenigen, welche ideologische Standpunkte festsetzten und argumentierten, sondern im besten Falle begleiten könnten. Im Zuge seiner Schilderung bemerkte Torben seine vorführende Frageweise gegenüber Frauen in der NPD und behauptete darauf, diese nicht „verhört“ zu haben. Durch die Bloßstellung von Frauen, konnte Torben Selbstsicherheit und Souveränität gewinnen. Ein Umstand, welchen er zum Zeitpunkt des Interviews nicht reflektierte.

Nach vier Jahren Parteimitgliedschaft fühlte sich Torben in der NPD zunehmend deplatziert und sich durch „backen gebliebene“ (I3: 885/19) Ansichten seiner „Kameraden“ nicht im Stande, seine politischen Ziele zu verwirklichen:

„Du kannst nicht beides sein. Du kannst nicht in der NPD stecken und Glatzen neben dir sitzen haben – und dann wiederum abends los gehen und deine Aufkleber machen. - Und deine Streetart und sowas. - Ja so kam das dann, dass ich gesagt habe, – das war für mich jetzt der Schlusstrich. – NPD, damit bin ich durch. – Ich bin nur noch ich. Ich höre auf niemanden mehr – und mach mein eigenes Ding, – mit meinen Leuten.“ (I3: 920-924/19)

Torben erachtete die Außenwirkung der NPD als abschreckend und nicht im Stande, erfolgreich Jugendliche agitieren zu können. Gleichzeitig zeigt sich im Zitat Torbens Aufbegehren gegen parteiliche Autoritäten. Von diesen fühlte er sich berichtigt, keine jugendkulturelle Sprache wie Anglizismen u.ä. zu benutzen und nicht entsprechend parteikonform angezogen, sondern an alternative Skatekultur angelehnt, zu sein. Die NPD

als „*nicht [mehr] cool genug*“ (910/19) und autoritär empfindend, erachtete Torben, seinen Absichten und Anschauungen als „Autonomer Nationalist“ nachkommen zu können, sodass er mit vierundzwanzig Jahren aus der Partei austrat.

Torben als „Autonomer Nationalist“

„*Also ich bin aus der NPD raus – mit der festen Überzeugung ähm, freie Kameradschaft, – ähm im schwarzen Block auf Demonstration - und jetzt wird es richtig knallen.*“ (I3: 872-874/18f)

Mit rechtsextremen Freunden gründete Torben daraufhin eine „Autonome Gruppe“, mit der er die Einschätzung, wie erfolgreich rechtsextreme Politik zu machen sei, teilte.¹²⁴ Neben dem Besuch von Demonstrationen, wo sich die Gruppe angelehnt an linke/alternative Symbolik und Narrative, als „schwarzer antikapitalistischer Block“ zu erkennen gab, streute sie ihre rechtsextreme Propaganda mittels jugend- und subkultureller Formate: Durch Graffiti spraysen, Jugendliche auf Skateplätzen ansprechen, Plakate und Sticker verteilen etc.

Eine Idealisierung, bei der Torben aufgrund fehlender Parteistrukturen das Agieren seiner Gruppe als „herrschaftslos“ bezeichnete, hielt sich auch bis zur Gegenwart des Interviews:

„Also man könnte äh - direkt sagen, – direkt so eine kleine autonome Gruppe. - Ist ja auch namenlos, - herrschaftslos, - ohne Partei,- ohne irgendwie Zugehörigkeit.“ (I3: 1138-1139/24)

Torben reflektierte weder sexistische noch hierarchische Strukturen seiner Gruppen. Stattdessen empfand er diese durch Anfeindungen anderer Gruppierungen als rebellisch und präsentierte sich zusätzlich als besonders gemäßigt. Sowohl bezüglich seiner ethnopluralistischen Argumentation als auch aufgrund seiner Positionierung bezüglich Aufgaben und Betätigungsfeldern für Frauen gab sich Torben fortschrittlich gegenüber seinen „Kameraden“:

„Ich war jedenfalls immer gut zu den Frauen. - Weiß ich nicht. - Ich frag mich auch heute, wie bin ich da überhaupt reingekommen [?] Ich war nicht der, der gesagt hat Frauen an den Herd und so. – Ich war

124 „Autonomer Nationalismus“ wird von Christoph Schulze als „Subströmung im neonazistischen Kameradschaftsspektrum“ verstanden, „die sich nicht so sehr durch eigenständige Inhalte oder Strategien, sehr wohl aber durch andere als zuvor bekannte Ästhetik, Aktionsmittel und kulturelle Formen auszeichnet. Es gibt ‚Kameradschaften‘, die sich ‚Autonome Nationalisten‘ nennen, manche nennen sich ‚Freie Kräfte‘. Anderswo sind ‚Autonome Nationalisten‘ Mitglieder von klassischen ‚Kameradschaften‘ und auch einzelne ‚Autonome Nationalisten‘ ohne Gruppenzugehörigkeit gibt es“. (Christoph Schulze, „Autonome Nationalisten“ in Ostdeutschland. In: Alexander Häusler, Jan Schedler (Hg.), *Autonome Nationalisten. Neonazismus in Bewegung* (Edition Rechtsextremismus, Wiesbaden, 2011), 219-230, hier: 220.

immer der, der gesagt hatte, Frau ist doch Weggefährtin – und so. – Außerdem stehe ich selber am Herd und koche. Ich koche das für mich so. – Habe nie ein Problem damit gehabt meine Ex-Freundin zu bekochen. - In der Nazizeit und bekoche auch jetzt gerne meine Freundin. - Also ich habe nie zu den Macken oder sowas [gehört]. – Das ist wie mit dem White-Pride-Worldwide-Gerede oder so was. Da habe ich immer gesagt, – ach, ihr, weiße Rasse über denen. – So ein Schwachsinn. – Ich sage, – ein dunkelhäutiger Mensch ist genauso viel wert wie, - der muss bloß in seinem Land bleiben.“ (I3: 1610-1618/33)

Dass Torben in seiner rückblickenden Betrachtung die Argumentation anderer Rechtsextremer nicht immer teilte, empfand er aus gegenwärtiger Sicht als Grund, seine Zugehörigkeit nicht nachvollziehen zu können. Torbens Argumentation erscheint in diesem Zitat als Beschwichtigungsstrategie und steht im Widerspruch zu einer unmittelbar davor getätigten Aussage, bei der er davon sprach, eigenes „mackermäßiges“ Auftreten in seiner Szenezeit nicht bemerkt zu haben. Dieses sei aber angesichts weniger Frauen in der Szene plausibel gewesen. Dazu wiederum im Widerspruch steht Torbens Behauptung, dass seine „autonome Gruppe“, im Vergleich zu anderen rechtsextremen Gruppierungen wie bspw. Burschenschaften, Männlichkeit bzw. Mannsein keinen zentralen Stellenwert zugewiesen habe. Torbens Uneindeutigkeit zu diesem Thema lässt das Aufeinandertreffen zweier entgegengesetzter Präsentationsinteressen plausibel erscheinen. Einerseits legte meine Fragestellung und Themensetzung zu Männlichkeit in der extremen Rechten einen unbedingten Zusammenhang der beiden Phänomene nahe, was Torben dazu veranlasste, „erwünschte“ Antworten zu produzieren. Gleichzeitig erlebte sich Torben aufgrund der Tatsache, sich von allen politischen Lagern, in denen er sich betätigte, zu distanzieren, als nonkonform. Dementsprechend strich er besonders jene Momente seines Erlebens heraus, bei denen er diesem Bild von sich selbst entsprach. Da sich Torben für seine Zeit in der extremen Rechten schämte und diese als „dümmste Entscheidung“ seines Lebens bezeichnete, gestaltete seine Selbstbetrachtung als nonkonform diese Tatsache für ihn erträglicher. In diesem Zeichen stand auch Torbens Bericht über seinen veganen und Straight-Edge-Lebensstil. Während sein selbstgewählter Verzicht auch einer Selbstdisziplinierung entsprach, die mit rechtsextremer Ideologie verwoben ist im Zeichen von Reinheits- und Ertüchtigungsgeboten, präsentierte ihn Torben „nur“ als Unterscheidungsmerkmal zum Verhalten seiner „Kameraden“. Die Praktiken und ideologische Ausrichtung von Torbens „Autonomer Gruppe“ fand keinen Anklang in alteingesessenen rechtsextremen Kreisen. Stattdessen erlebte Torben bei gemeinsamen Treffen und Veranstaltungen Ausschlusserfahrungen. Als markante Situation beschrieb er die

Weihnachtsfeier örtlicher rechtsextremer Strukturen, bei der er aufgrund seines Kleidungsstils als „Amerikaner“ beschimpft und ihm seine Mütze vom Kopf geschlagen wurde. Als Torben daraufhin von einem Bekannten gebeten wurde, nach Hause zu gehen, empfand er dies als demütigend und ungerecht.

Torbens Distanzierung: *„Dieses Autonome war ja irgendwann schnell weg, weil – ja, – man sah ja doch zu links aus. Das haben die ziemlich schnell unterbunden. [...] – Ja, bei den Linken ist das natürlich, – steht das heute noch hoch im Kurs. – Dieses Alternative, – diese Streetware, was weiß ich. – Dieses Auftreten, – irgendwelche coolen Grafiken.“* (I3: 1345-1348/28)

Zusätzlich zu Ausgrenzung und Anfeindung durch andere Rechtsextreme, erlebte Torben eine Enttäuschung durch das widersprüchliche Verhalten seiner „Kameraden“ und politischen Vorbilder. Beim Konsumieren von Gras, beim Essen von Fast Food, das offiziell als „Besatzerfraß“ (I3: 1010/21) verurteilt wurde, bei szeneeigenen Prügeleien und beim „Fremdgehen“ in romantischen Partnerschaften – trotz der Bekundungen „ehret die deutsche Frau“. Dies habe Torben zu der Einsicht gebracht, dass es „diese richtigen Nazis“ und „den deutschen Lebensstil“ (I3: 1160-1162/24) tatsächlich gar nicht gäbe. Inwiefern im oben angeführten Zitat von Torben festgestellte Parallelen zwischen linken und eigenen Positionen auch bereits zum Zeitpunkt seiner rechtsextremen Ideologisierung positiv betrachtet wurden, lässt sich nicht eindeutig erschließen. Torben war darum bemüht, seine „Offenheit“ nach links als durchgängig zu beschreiben. Dass auch seine politischen Feinde Torbens uneindeutige Positionierung erkannten, lässt die Schilderung folgender Situation vermuten:

„Ja also, es war eigentlich auch so, wo ich das gemacht hatte, so eine – zufällige Situation. – Also wo man eigentlich, – äh, – wo du mit Leuten, – mit denen du unterwegs warst, – mit denen aneinander clashten – und ähm die dann gesagt haben, – pass auf, wir verkloppen uns heute mal nicht. Wir diskutieren einfach mal. – Wir reden einfach. Nur und ich habe dann gesagt, ach, - mit denen kannst du nicht reden. -Ne, - das ist Scheiße, das machen wir nicht. Ich habe keine Lust, dass die mein Gesicht kennen - und äh. Dann hat er gesagt, – ach komm, die erkennen dich sowieso. – Die haben komplett gerade alles erst mal gesagt, wie du heißt, - wo du wohnst, - was du machst, - wo du arbeitest. Habe ich gesagt, - oh – was [?] Die kennen mich und so [?] - Ja, die wollen einfach nur reden. [...] Und ähm dann hat man sich einmal an einen Tisch gesetzt und hat festgestellt, - ach ja, – gut. - Eigentlich ist ja das ziemlich viel cooler was ihr macht. - Also eigentlich fand ich das ziemlich cooler mit euren AZs [Autonomen Zentren] und – äh eure Küfa – na [?] Eure Küche für alle, – na und verdammt, - die Nazis

waren eigentlich nie so cool.“

(I3: 1253-1265/26)

Torben zeichnete in dieser Szene ein unplausibles Bild seiner ideologiekritischen Distanzierung. Während er zu Beginn des Zusammentreffens aufgrund von Sicherheitsbedenken eine Diskussion vermeiden wollte, habe das Gespräch am Ende seine Überzeugungen derart ins Wanken gebracht, dass er aufgrund von Gemeinschaftsküchen und selbstorganisierten Begegnungsorten linke Positionen als überzeugend(er) empfand. Zusätzlich zur Faszination für gemeinschaftliche Praxen von Linken hätte er nach einer am selben Abend stattfindenden Diskussion über die Situation von Geflüchteten eingesehen, dass sein Rassismus auf falschen Annahmen begründet sei. Zwar kann die geschilderte Abwehr zu Beginn des Gespräches daher gründen, dass sich im Moment der Konfrontation mit Andersdenken Torbens eigene Entfremdung von früheren Positionen unausweichlich zeigte und er sich diese nicht eingestehen wollte. Trotzdem lässt Torbens dramaturgische Leistung in der oben zitierten Passage erahnen, dass er seine ideologiekritische Reflexion nicht derart schnell und bruchlos vollzogen hat. Naheliegender erscheint, dass sich Torben für seine erfolgreiche Ausstiegserzählung Anerkennung erhoffte. Diese Lesart entspricht auch der folgenden Passage, bei der Torben von seinem wiederholt bedienten Narrativ einer mühelosen Distanzierung sprach:

„Die haben mir auch gesagt, aber wie schafft man das - innerhalb eines halben Jahres eine Weltanschauung komplett abzulegen. So diesen Menschenhass, - diesen Rassismus, diesen Antisemitismus. Schafft man ganz leicht, - in dem man sich, sag ich mal, eher linker - linker Position verschreibt. Dann schafft man das ganz leicht, - wenn man sich da mal ein bisschen beschäftigt - und dann ein Buch darüber liest und dann mal ein paar Videos sieht – und ja Scheiße. Eigentlich ist das genau das, was ich immer wollte.“ (I3: 1332-1337/27f)

Indem Torben sein Erleben in der extremen Rechten bagatellisierte, konnte er sich mittels vermeintlich leicht vollzogener Distanzierung wieder positiv besetzen. Sein Bild über sich selbst, in dem links sein schon immer das gewesen sei, was er „*eigentlich wollte*“, bot ihm eine positive Identifikation mit sich selbst an, analog zur „Wiedergutwerdung der Deutschen“ und ihrer vermeintlichen Entledigung ihres Nazismus, an.¹²⁵ Dementsprechend

125 Als „Wiedergutwerdung der Deutschen“ bezeichnete der Journalist Eike Geisel eine Stimmung bzw. Haltung im postnazistischen Deutschland, die darauf abzielte, die Shoah (durch Erinnerungspolitik) zu funktionalisieren um sich als „geläutert“ und „besinnt“ und dadurch als „moralisch besser“ inszenieren zu können. Bspw. indem in öffentlichen deutschen Veranstaltungen jüdische Personen und Organisationen sprechen sollten, die ihr Vergeben an ein „deutsches“ Publikum richteten. (Vgl. Eike Geisel, Die Wiedergutwerdung der Deutschen. Essays und Polemiken (Berlin 2015).)

präsentierte Torben eine Erzählung, bei der ein Distanzierung ohne größere Widerstände und zwangsläufig passieren müsste. Selbstzweifel und Sinnkrisen angesichts der Verkehrung seiner Ansichten sparte Torben aus. Einzig seine Angst über sein fehlendes soziales Umfeld außerhalb der extremen Rechten thematisierte Torben und benannte dies als Grund, warum er seinen Ausstieg hinauszögerte. Mit sechsundzwanzig Jahren vollzog er diesen „offiziell“ nach einem Gespräch mit seiner „Autonomen Gruppe“. Nach einem anfänglichen Versuch, Torben wieder zurückzugewinnen, folgten nach der Einsicht, dabei unerfolgreich zu bleiben, Einschüchterungen vonseiten seiner ehemaligen „Kameraden“. Die Androhung körperlicher Gewalt veranlasste Torben, eine sozialarbeiterische Distanzierungsbegleitung in Anspruch zu nehmen, bei der er sich in Bezug auf seine Sicherheitslage beraten ließ. Im Zuge weiterführender Distanzierung schilderte Torben das Aufgeben von Hassprojektionen als Erleichterung:

„Und jetzt gehe ich durch die Straßen und es ist mir einfach total scheiß egal, – so wer mit [wem], irgendwie durch die Straßen geht. Weil – man hat sich als Nazi wegen allmöglichem Scheiß fertig gemacht – und gesagt, ach das ist doch alles scheiße. Weiß ich nicht, – dass man da nicht irgendwie Depression gekriegt hat – oder so was. Das ist – und – so unbeschwert wie ich heute, wie ich heute in die Läden, – durch die Straßen gehe und sage, ja es ist doch völlig egal, wie jemand lebt, oder wie na [?] Wer wen liebt, oder keine Ahnung. [3sec Pause] Das war schon wie eine Befreiung, eine innerliche.“
(I3: 1353-1358/28)

Wie sich Torbens selbstreflexiver Prozess hinsichtlich eines veränderten Zuganges zu eigenen angstbesetzten Emotionen – wie einem Eingeständnis von Abhängigkeit und Schwäche oder dem Eingeständnis falschen Handelns – und der Reflexion aggressiven und dominanten Verhaltens etc. auswirkte, zeichnete er widersprüchlich. Torben schilderte einerseits eine Veränderung seiner Wertigkeit von Nahebeziehungen und politischem Aktivismus. Er würde seinen politischen Aktivismus nun nicht mehr auf Kosten seiner Familie und seiner aktuellen Freundin priorisieren. Zusätzlich könnte er dem Ende einer romantischen Beziehung nicht mehr unaffiziert gegenüberstehen, wie er dies während seiner Szenezeit getan hätte. Auch habe er eine bessere Kontrolle in Bezug auf aggressive Gefühle. Diese Schilderungen verblieben allerdings auf einer argumentativen Ebene und stehen im Widerspruch zu Torbens Aussage, sich nicht „so sehr“ verändert zu haben. Da er auch während seiner Szenezeit nicht der „übelste Sexist“ (I3: 1667/34) und respektvoll gegenüber seiner Familie gewesen sei, keine physische Gewalt gegen Andersdenkende sich zu Schulden habe kommen lassen antikapitalistische Narrative beibehalten habe und nach wie vor vegan und Straight Edge lebe, präsentierte Torben die Notwendigkeit einer umfassenden

Selbstreflexion seines Verhaltens und emotionalen Empfindens als nicht notwendig. Seine biografische Kohärenz bot ihm damit die Möglichkeit, ein positives Selbstbild zu erhalten.

5. 4 Fallrekonstruktion Jürgen Trebing

5.4.1 Kontaktaufnahme, Interviewsetting und -verlauf

Über einen Distanzierungsbegleiter habe ich die Kontaktdaten von Jürgen Trebing erhalten. Nachdem ich Jürgen daraufhin telefonisch kontaktierte, verabredeten wir einen Online-Termin für das Interview in der darauffolgenden Woche. Jürgen machte am Telefon einen sehr freundlichen Eindruck auf mich und vermittelte mir seine Vorfreude auf das Interview.

Über Skype führte ich daraufhin ein zwei Stunden vierzig Minuten langes Interview mit ihm. Jürgen wirkte das ganze Interview über sehr angespannt auf mich. Er brach vielmals Sätze nach einigen Worten ab, ärgerte sich über Versprecher und entschuldigte sich anschließend dafür. Meine eigene emotionale Involviertheit, welche sich in der Spiegelung seiner Emotionen und in einem betonten Verständnis und Empathie seinerseits beschriebener Gefühle in vergangenen Situationen ausdrückte, führte ich zum einen auf den Umstand Jürgens Nervosität zurück. Indem ich bspw. Jürgens Empörung oder Trauer über eine bestimmte erlebte Situation im Unterton meiner darauffolgenden Frage übernahm, versuchte ich einen Raum für Vertrauen zu etablieren und ihm dabei die Möglichkeit zu geben, schambesetztes Erleben und Empfinden thematisieren zu können. Rückblickend erachte ich die Spiegelung Jürgens Emotionen an manchen Stellen im Interview als problematisch und unprofessionell. Dadurch habe ich womöglich zu einer Verhärtung von biografischen Narrativen beigetragen, bspw. Jürgens Lesart seiner Eltern, die im Zuge seiner Hinwendungs- und Szenezeit für eine Distanzierung nur Kontraproduktives unternommen hätten. Eine andere rückblickende Erklärung für meine an manchen Stellen fehlende professionelle Distanz ist meine Jürgen gegenüber empfundene Sympathie. Da er die geschlechtlich konservative Aufgabenverteilung seiner Eltern bei seiner Erziehung problematisierte, die kritische Reflexion eigener Männlichkeitsvorstellungen thematisierte und eine Erzählung der Distanzierung von seinen Eltern präsentierte, fand ich Jürgen sympathisch.

5.4.2 Zum Präsentationsinteresse – „Ansonsten ist halt das Verhältnis von mir zu meiner Familie eigentlich so, [...] da ist jetzt nicht so das Bedürfnis da.“ (I4: 25-28/1)

Jürgen präsentierte seine Biografie als Lossagung von seinen Eltern, welche er mit erfahrener Enttäuschung begründete. Während seiner 20-minütigen Eingangspräsentation, benötigte Jürgen mehrmals helfende Fragen durch mich, um seine Erzählung fortfahren zu lassen. Seine technisierte Sprache zu Beginn des Interviews, bei der er Familienmitglieder aufzählte und sein Verhältnis zu ihnen thematisierte, lassen vermuten, dass er eine andere Erwartung an die Interviewsituation hatte, bei der lediglich Fragen zu seiner Zeit in der extremen Rechten gestellt bekommt. Abschließend nannte er das Interview als „*persönlichstes*“, das er je gegeben habe und wirkte davon positiv überrascht.

Jürgens Präsentationsinteresse – die Distanzierung und Enttäuschung von seinen Eltern – zeigte sich in Berichten und Erzählungen: So führte er Personen und Situationen ein, mittels denen er das „Versagen“ seiner Eltern thematisieren konnte, wie etwa den Tod seines Hundes oder seine erste Liebesbeziehung. Seinen Hund bspw., an den er abgesehen von seinem Tod keine persönlichen Erinnerungen habe, beschrieb er, aufgrund von Fotos, als „*Babysitter*“, der immer auf ihn „*aufgepasst*“ habe. Als der Hund gestorben war, war Jürgen sechs Jahre alt, ein Ereignis, das ihn bis heute begleite „*vielmehr jetzt als der Verlust von Menschen eigentlich*“ (I4: 33-36/1) Die Idealisierung der Beziehung zu seinem Hund einerseits und sein menschenabwertender Vergleich andererseits, wird vor dem Hintergrund Jürgens Präsentationsinteresses verstehbar.

Im Zuge des Interviews ließ sich Jürgen auf Erzählungen ein, welche er gefühlsbetont schilderte. Die Verwendung des Präsens verdeutlichte zusätzlich, dass sich Jürgen erlebte Situationen vor Augen führte und sie im Sprechen emotional „wiedererlebte“. Gefühle von anderen Personen, die Jürgen durch sein Verhalten auslöste, benannte er kaum. Stattdessen präsentierte er sich oftmals als erleidend und vermittelte bspw. unterschwellig, dass seine Eltern Schuld an seiner Hinwendung zur extremen Rechten gewesen seien und seine Distanzierung beschleunigen hätten können.

Als allererstes thematisierte Jürgen im Interview die geschlechtlich konservative Aufgabenverteilung zwischen seinem Vater und seiner Mutter. Die Enttäuschung durch seinen emotional distanzierten Vater, der seiner Fürsorgepflicht nicht nachgekommen sei, durchzog Jürgens Erzählung und diente neben anderen Aspekten als Argumentation für das Desinteresse an seinem Vater, dass schließlich zu einer Abwendung seitens Jürgen geführt habe.

Seine Hinwendung zur extremen Rechten begründet Jürgen mit einer rassistischen Erklärung:

„Auch wenn das sehr klischeehaft ist, bin - ich in einer Stadt aufgewachsen, mit einem sehr hohen Ausländeranteil, wo man halt sehr oft mit Vorurteilen oder stellenweise auch mit negativen Ereignissen einfach auch in Kontakt gekommen [ist].- Ähm diese Ereignisse haben halt dann auch dazu geführt, dass man auch Leute, die man eigentlich mochte, irgendwann - weniger mochte.“ (I4: 60-64/2)

Einerseits reflektierte Jürgen an späterer Stelle, dass es sich um eine Verallgemeinerung seiner schlechten Erfahrungen mit einzelnen Personen handelte, die er auf die „*ganze Volksgruppe*“ (I4: 559/12) projizierte. Dennoch begründete er seine Ressentiments mit den Opfern seines Hasses, indem er seine Hinwendung damit einleitete, in einer Stadt mit „*hohem Ausländeranteil*“ (I4: 61/2) gelebt zu haben. Mittels Benützung des Pronomens „man“ nahm Jürgen in seiner Erzählung von sich selbst Abstand und ließ eine unbestimmte Person an seine Stelle treten. Den Verlauf seiner rechtsextremen Politisierung und Distanzierung beschrieb Jürgen an vielen Stellen in Bezug auf seine Eltern und deren Verhalten. Argumentativ und einzelne Situationen erzählend widersprach er sich hierbei wiederholt. Während Jürgen seine Eltern als unpolitisch, uninteressiert an seiner Hinwendung und nur in Angst vor der Bewertung durch Nachbar*innen beschrieb, lassen konkrete Situationen und Berichte, wie die wiederholte politische Auseinandersetzung zwischen Jürgen und seiner Mutter, Äußerungen in Sorge um seine Sicherheit auf Demonstrationen, das Zahlen von Strafen infolge polizeilicher Anzeigen etc. anderes vermuten.

Seinen Ausstieg begründete Jürgen durch seine Einsicht im Jugendarrest, „*dass die ganze Bewegung so schön ist wie sie ist halt einfach mal mich einfach nicht ernährt*“ (I4: 193-194/5). Dies entgegnete er seinen „Kameraden“, nachdem diese versuchten ihn von seinem Ausstieg abzuhalten. Während Jürgen in Sorge um seine existenzielle Zukunft einen Bruch mit der Szene unternahm, zeigte seine Erzählung zu diesem Zeitpunkt keine ideologiekritische Distanzierung. Auch in der Gegenwart des Interviews blieben emotionale Erfahrung in der extremen Rechten unreflektiert, was bspw. sprachlich zu erkennen war, wenn Jürgen demütig von einer Ehre sprach, die ihm zuteilwurde. Auf die Frage nach Situationen, wo sich Jürgen als Teil einer Gruppe gefühlt habe, antwortete er: „*als ich mal eine Trauerrede halten durfte bei einem Blutzügen ähm Gedenktag*“ (I4: 1380-1381/30) Die biografische Erzählung seiner Szenezeit schilderte Jürgen in Narrativen, die eine

„unterhaltsame“ Geschichte erzeugten, wie etwa seine anhaltende Freundschaft mit einem Punk, während Jürgen rechtsextrem war. Dadurch konnte er sich facettenreich zeichnen. Emotionale Entfernung von seinen Eltern als Präsentationsinteresse zeigte sich auch bei Schilderungen seiner Gegenwart. Nach seinem Ausstieg und der darauffolgenden Distanzierung von der extremen Rechten, absolvierte Jürgen eine Ausbildung zum Erzieher. Obwohl er damit einen bürgerlichen Lebensweg eingeschlagen hatte, von welchem er sich in der Personifikation seiner Eltern in seiner Erzählung abgrenzen wollte, führte dies zu keiner Annäherung an seine Eltern. Seine Abneigung gegen diese tradierte er weiter fort.

5.4.3 Erlebte Lebensgeschichte

Familiengeschichtlicher Hintergrund

Jürgen kam als zweites Kind seiner Eltern Michael und Erika zur Welt. Beide lebten vermutlich auch vor Jürgens Geburt in Nordrhein-Westfalen. Erika stammte aus einer streng katholischen Familie. Sie war eines von fünf Kindern ihrer Eltern Lotte und Bernd. Die beiden praktizierten als aktive Mitglieder der katholischen Kirche, auch während des Nationalsozialismus, ihren Glauben. Dass die dadurch erfahrene Diskriminierung nicht zu einem Zerwürfnis mit einem völkisch-nationalistischem Gedankengut führte, ist angesichts Bernds positiver Tradierung seiner Erlebnisse im zweiten Weltkrieg in Frankreich wahrscheinlich. Lottes Aufgabenbereich war die Erziehung der Kinder und die häusliche Versorgung ihres Ehemannes. Trotz der Missbilligung ihrer Eltern, heiratete Erika Michael, der evangelischen Glaubens war. Dass Erika damit riskierte die Anerkennung ihrer Eltern zu verlieren, lässt ein gespaltenes Verhältnis zwischen ihnen und ihrer Tochter erahnen. Vermutlich nicht zuletzt dadurch, dass eine Erziehung nach streng katholischen Prinzipien und unter zusätzlicher Einwirkung nationalsozialistischer Erziehungsideale, eine Bestrafungspädagogik entlang strikter Geschlechterrollenverteilung und eine autoritäre Unterwerfung unter religiöse „Sittlichkeit“ zur Folge hatte, erlebte Erika höchstwahrscheinlich eine gewaltvolle Kindheit.

Demgegenüber blieb Michaels familiengeschichtlicher Hintergrund nur vage angedeutet. Seine Eltern starben bald nach Jürgens Geburt. Weder Michaels Verhältnis zu seinen Eltern, noch zu anderen Familienmitgliedern, wurden von Jürgen thematisiert.

Jürgens Geburt, Kindheit und Identifikation mit seinem Großvater

1991, zehn Jahre nach der Geburt seiner älteren Schwester Monika, wurde Jürgen geboren. Er lebte gemeinsam mit ihr und seinen Eltern in einer Kleinstadt in Nordrhein-Westfalen. In seiner Kindheit erinnerte sich Jürgen als emotional. Seine verwendete Formulierung, dass er „emotionale Ausbrüche“ hatte, lassen vermuten, dass er für emotionales Agieren Sanktionierung erfuhr, sodass es sich für Jürgen wie ein nicht zu kontrollierender Ausbruch anfühlte. Die Aufgabenverteilung seiner Eltern in der Erziehung beschrieb Jürgen als geschlechterkonservativ:

„Wenn ich mal Hilfe gebraucht habe, sei es Hausaufgaben gewesen ähm, - oder wenn ich halt einfach mal schlecht drauf war, war es halt meistens einfach so, dass mein Vater es kurz probiert hat und wann es halt quasi nach dem zweiten Mal nicht funktioniert hat, hat er so gesagt, hier Schatz, mach du das“
(I4: 217-220/5)

Im Gegenzug dazu schilderte er seine Mutter als fürsorglich, wenn auch ohne emotionale Besetzung. Dass Jürgen Erikas Umsorgung nicht als liebevoll beschreiben konnte, kann einerseits an seinem Erleben liegen, andererseits würde dies aber auch seinem Präsentationsinteresse, seine Eltern als unzureichend darzustellen, widersprechen.

Demgegenüber blieb Jürgen seinem Großvater bis zum Zeitpunkt des Interviews mit Faszination verhangen. Trotz dessen, dass Lotte und Bernd sich aus christlich-ideologischen Gründen weigerten Jürgen als rothaariges Kind auf den Arm zu nehmen, diente Bernd Jürgen als Identifikationsfigur. Bei Familienfesten erzählte Bernd von seinen Erlebnissen im Nationalsozialismus und als Soldat im zweiten Weltkrieg in Frankreich. Im Interview rahmte Jürgen Bernd als im NS widerständig, obwohl das bloße Engagement in der Kirche dies nicht zwangsläufig impliziert. Bernds biografische Schilderung als weitgereister heldenhafter Soldat, der abenteuererfahren zeitgeschichtliche Umbrüche erlebt hatte, waren damit Jürgens erste (positiven) Berührungspunkte mit der Zeit des Nationalsozialismus.

Jürgens Schulzeit und beginnende Hinwendung

Nach der Grundschule besuchte Jürgen die weiterführende Schule. Während er in der Eingangspräsentation seine Schulzeit als angenehm schilderte, zeigte Jürgen auf meine Nachfrage ein gegenteiliges Bild auf:

„M.S.: Du hast gesagt, du hast dich sehr wohl gefühlt [in der Schule]. Du hattest gute Freunde und es hat Spaß gemacht.

J.T.: Ach so ja und das war dann halt auch so das krasse Gegenteil auch so wieder. – Dass ich halt auch so einer der, – wie heißt das nochmal wieder [?] Dass ich halt so eines dieser Mobbingopfer war, dass man dann regelmäßig verprügelt wurde und so. Aber dann auch das man auch irgendwie diese regelmäßigen Schläge als Spaß abgetan hat oder so. - Woraus dann so meine Schulzeit zum größten Teil bestand, - aber das hat mich jetzt im Nachhinein, jetzt nie wirklich traurig gemacht, oder – also ich fand es jetzt auch nicht schlimm.“ (I4: 458-466/10)

Jürgen war darum bemüht erfahrene Demütigung durch seine Schulkolleg*innen kleinzureden, wobei die Formulierung „als Spaß abgetan“ eine Reflexion seiner damaligen Bewältigungsstrategie erkennen lassen. Die darauffolgende Erzählung, bei der Jürgen mit Klebeband gefesselt von seinen Mitschüler*innen? aus dem Fenster geworfen wurde, kommentierte er als „belustigende“ Situation. Indem Jürgen bei Mobbing Erfahrungen selbst mitlachte, konnte er sein Ohnmachtsgefühl durch Identifikation mit den Aggressoren überbrücken. Während von männlichen Teenagern die Präsentation von Selbstständigkeit und Stärke gesellschaftlich erwünscht werden, konnte Jürgen dies durch seine Stellung in der sozialen Hierarchie nicht auf sich beziehen.

Wie eingangs beschrieben, schilderte Jürgen seine rassistischen Ressentiments als Folge unangenehmer Begegnungen mit Menschen mit Migrationsgeschichte. Neben einer allgegenwärtigen Virulenz von Rassismus, stellten Jürgens wiedergewonnene freundschaftliche Kontakte eine Brücke hinzu einer rechtsextremen Orientierung. Diese schilderte er als Teil einer örtlichen Skinheadszene und berichtete von gemeinschaftlichen Aktivitäten wie Rechtsrock hören, Alkohol trinken und feiern. Parallel begann Jürgen rechtsextreme Literatur und Videos zu konsumieren. Die Beschäftigung mit nationalsozialistischer Ideologie, beispielsweise indem Jürgen „Mein Kampf“ las, löste in ihm vermutlich ein Identifikationsmoment mit seinem Großvater aus. Während Bernd starb als Jürgen dreizehn Jahre alt war und damit der positive Bezug auf ihn ungebrochen blieb, verstärkten sich Jürgens Konflikte mit seinen Eltern. Als Ausdruck dessen wollte Jürgen seine Eltern nicht mehr zu Schulfesten einladen. Bis auf eine einzige Situation, im Zuge von Jürgens Distanzierung aus der extremen Rechten, äußerte er bei darauffolgenden Schilderungen von Erlebnissen mit seinen Eltern nur mehr Unverständnis und Ablehnung gegenüber ihrem Verhalten.

Jürgens Szenezeit und das familiäre Verhältnis

Durch Aktivitäten mit Jürgens Skinhead-Bekanntschaften knüpfte er Kontakte zur „Autonomen Szene“ in einer nahegelegenen Kleinstadt seines Wohnortes.¹²⁶ Durch Schilderung dieser Begegnungen gab Jürgen Einsicht in sein damaliges Empfinden:

„Und das war das erste Mal Treffen mit solchen Leuten. War halt wirklich total interessant. - Das war dann halt auch damals ähm – ein ähm - relativ hohes Tier von der NPD damals gewesen. Auch viele Leute aus der Autonomen Szene aus XY [Stadt] und Umgebung - und das war für mich so zu diesem Zeitpunkt, war ich halt immer sehr zurückhaltend, wenn ich mit anderen Leuten darüber geredet habe - und wenn dann solche, ich sag jetzt mal solche Persönlichkeiten mit einem reden, die dann halt auch stellenweise viel älter waren oder auch erfahrener in solchen Sachen, – ähm da mit einem reden – und so sagen, was du sagst ist ganz gut, aber denk nochmal vielleicht in die Richtung oder denkt das noch mal, - hat man dann irgendwie so gemerkt die Leute interessieren sich für dich und äh das findest du – und das hat mir einfach so ein Gefühl von Sicherheit auch gegeben. Zu wissen, auch solche Leute interessieren sich für einen, also so unwichtig kannst ja doch irgendwie nicht sein.“ (I4: 617-628/14)

Jürgen berichtete in diesem Zitat von einem wertschätzenden und interessierten Umgang, der ihm entgegengebracht wurde. Bei gleichzeitiger Hassprojektion nach außen, zeichnete er ein verschworenes Verschmelzungsgefühl innerhalb der Szene, das ihm Sicherheit bot. Hierbei seine ideologischen Anschauungen zu teilen, bewirkte zusätzlich ein Gefühl von lustvoller Enthemmung in Bezug auf menschenverachtende Aussagen. Im Gegenzug zu seinen Schulkolleg*innen und seinen Eltern, bei denen Jürgens rechtsextreme Ansichten keinen Anklang fanden, konnte er bei anderen Personen aus der Szene mit seinem bereits angeeigneten ideologischen „Wissen“ Anerkennung erfahren. Das Versprechen auf kollektiv ausgeübte Gewalt am politischen Feind, das sich (hier) sprachlich ausdrückte, ermöglichte Jürgen erfahrene Passivität, u.a. durch Mobbingverfahren, abzustreifen und sich als aktiv

126 Die „Autonome Szene“, oder „Autonome Nationalisten“ (AN) hatten ihren deutschlandweiten Schwerpunkt in NRW. Seit dem Beginn der 2000er Jahre, konnten die AN wie in keinem anderen Bundesland an Dominanz innerhalb der extremen Rechten gewinnen. (Vgl. Jan Schedler, Brennpunkt Nordrhein-Westfalen. ‚Autonome Nationalisten‘ in Ruhrgebiet und Rheinland. In: Jan Schedler (Hg.), Autonome Nationalisten. Neonazismus in Bewegung (Edition Rechtsextremismus, Wiesbaden, 2011) 195-209, hier: 195.) Der Verfassungsschutz NRW berichtete 2010 von einem Wandel der Gewaltartikulation von auf eigenen Kundgebungen verzichtend, hinzu „situationsbezogen durchaus proaktiv“ (*Ministerium für Inneres und Kommunales des Landes Nordrhein-Westfalen* (Hg.), Verfassungsschutzbericht des Landes Nordrhein-Westfalen über das Jahr 2010, 37, zit. n.: Häusler u.a. (Hg.), Autonome Nationalisten, 205) Allein dieser Umstand der zunehmenden selbstverständlichen Gewaltausübung im öffentlichen Raum, verweist neben staatlichen Förderungen für Aktivismus der AN, kontinuierlichen Attacken auf linke Kulturzentren und sich antirassistisch engagierende Personen, sowie dem Mord an einem Punk durch einen Rechtsextremen – ein Ereignis, das auch Jürgen in seinem Interview erwähnte – auf ein politisches Klima, indem AN staatliche Repressionen und demokratische Gegenwehr kaum fürchten. (Vgl. Schedler, Brennpunkt Nordrhein-Westfalen, 195-199).

zu begreifen.

Jürgens zunehmende Ideologisierung führte zu vermehrten Konflikten mit Michael und Erika. Trotz politischer Streitgespräche mit seiner Mutter, unterstellte Jürgen seinen Eltern nur am Ruf der Familie interessiert gewesen zu sein:

„Dann auch von den Nachbarn und die Fragen ist denn mit deinem Sohn alles in Ordnung [?] Der ist ja jetzt in letzter Zeit irgendwie anders geworden. – Ist denn bei euch alles in Ordnung [?] Dann hat sie auch immer so die Gerüchte mitbekommen – und sowas hat die dann stellenweise mehr gestört, als, bzw. hat sie es dann mehr drauf gebracht, dass ich irgendwie anders geworden bin, als – alles andere“
(I4: 717-722/16)

In Folge einer Einladung von Personen aus einer Gruppe „Autonomer Nationalisten“ zu einer Demonstration, begann Jürgen sich zunehmend aktivistisch an der Gruppe zu beteiligen: Er verteilte Propagandamaterial in Form von Flyern oder Plakaten, beteiligte sich an Sprühaktionen und reiste mit zu landesweiten und internationalen Demonstrationen der extremen Rechten. Im Gegenzug zu einer Eigenidealisierung einer vermeintlichen herrschafts- und hierarchiefreien Organisation innerhalb einer „Autonomen Gruppe“, beschrieb Jürgen seine als hierarchisch strukturiert. Neben zugewiesener Entscheidungsmacht bzw. Unterordnung unter diese, wurden einzelnen Personen auch Funktionen zugeordnet, wie bspw. Recherchetätigkeiten durchzuführen. Im Gegenzug zu Jürgens vorheriger Teilhabe an losen Freizeitaktivitäten mit Skinhead-Freund*innen, bot ihm die Einbindung in eine organisierte Gruppe ein sinnstiftendes Gefühl. Durch kontinuierlichen Aktivismus konnte sich Jürgen als wirkmächtig und als Einheit einer Gruppe erleben. Dies war allerdings begleitet durch regelmäßige strafrechtliche Folgen. Jürgen erzählte als Demonstrationsteilnehmer in den Niederlanden einen Hitlergruß gezeigt zu haben, woraufhin er per Brief zur Verrichtung einer Geldstrafe von in etwa 500€ aufgefordert wurde. Michael und Erika bezahlten daraufhin Jürgens Strafe. Dieser argumentierte, die Missachtung der Strafe hätte keinerlei weitere Konsequenzen. Das Unverständnis für die Handlung seiner Eltern hielt sich, als Widerspruch zwischen dem Bedürfnis nach elterlicher Anerkennung und Abgrenzung, bis zum Zeitpunkt des Interviews. Als Jürgens Personaldaten bei einer darauffolgenden Sprühaktion von der Polizei aufgenommen wurden, kontaktierte der Staatsschutz Erika und Michael und informierte sie über die Straftaten ihres Sohnes. Erika begann daraufhin verschiedene Distanzierungsbegleitungen bzw. Ausstiegsprogramme zu kontaktieren. Ihre Sorge spitzte sich weiter zu, nachdem sie und Michael den Trennungsbrief von Jürgens Expartnerin

Sabine lasen. Sabine wohnte aufgrund ihres eigenen konflikthaften familiären Hintergrunds für einen längeren Zeitraum in Jürgens Elternhaus. Nachdem sie sich von Jürgen getrennt hatte, offenbarte sie ihm ihre Gründe der Trennung in einem Brief. Schockiert über das darin thematisierte Verhalten von Jürgen konfrontierten Erika und Michael ihren Sohn mit dem Gelesenen. Dies stellte für Jürgen einen Vertrauensbruch dar, der sein Empfinden als Zäsur beschrieb: „für mich war eigentlich immer so der Gedanke vorher gewesen - egal was man macht die Familie steht hinter einem“ (I4: 519-520/12).

Bald darauf folgte eine Hausdurchsuchung durch den Staatsschutz, bei der allerdings kaum Material sichergestellt wurde, da Erika eigeninitiativ Jürgens Materialien entnahm und in ihrem eigenen Zimmer verwahrte. Nachdem Erika von einer unbekannt Person, vermutlich ein Mitarbeiter des Staatsschutzes, telefonisch um Auskunft bezüglich der politischen Aktivitäten ihres Sohnes gebeten wurde, berichtete sie dieser wiederholt davon. Die Person versprach ihre Unterstützung bei der Distanzierungsbegleitung von Jürgen, war allerdings nach mehreren Telefonaten für Erika nicht mehr erreichbar.¹²⁷ Kurze Zeit später fand Jürgen ein Dokument mit Informationen über den Aktivismus Jürgens rechtsextremer Gruppe bei sich zu Hause. Auch wenn er sich zum Zeitpunkt des Interviews an am Dokument einsehbare Verfasser*innen nicht erinnern konnte, brachte er Erikas telefonischen Kontakt damit in Zusammenhang. Das Verhalten seiner Eltern bezüglich der Trennung von Sabine sowie die Zusammenarbeit Erikas mit staatlichen Behörden, lösten in Jürgen vermutlich ein Gefühl von Verfolgung in Bezug auf seine Eltern aus, bei denen er sich nicht (mehr) sicher fühlte. Eine im rechtsextremen Denken implizierte Paranoia – ein Verfolgungswahn, bei dem (gesellschaftliches) Geschehen als Handlung zum Schaden der „Volksgemeinschaft“ und deren Mitgliedern interpretiert wird¹²⁸ – bot dafür zusätzlichen Anlass.

Nach Abschluss der Schule arbeitete Jürgen im selben Betrieb wie Michael. Nachdem dieser auf das rechtsextreme Aussehen und die Veränderung seines Sohnes angesprochen wurde, warf Michael Jürgen wütend vor, er riskiere, dass Michael seinen Job verlieren könnte. Während Jürgens soziale Sphären abseits der rechtsextremen Szene Verunsicherung und Enttäuschung implizierten, fühlte er sich in seiner „Autonomen Gruppe“ geborgen. Andere Mitglieder erlebte er dabei nicht nur als politische, sondern auch als freundschaftliche

127 Ein Vorgehen von Seiten des Staatsschutzes, bei dem nicht besonnenes psychosoziales bzw. sozialarbeiterisches Vorgehen in Bezug auf den konkreten Fall einer rechtsextremen Person und ihres sozialen Umfeldes im Vordergrund steht, wurde mir von professionellen Distanzierungshelfer*innen berichtet. Stattdessen herrscht vielmals ein Umgang vor, bei dem lediglich die Gewinnung von Informationen im Vordergrund steht, beteiligten Personen individuelle Hilfe versprochen wird und dieser nicht nachgekommen wird.

128 Vgl. Holzer, Rechtsextremismus, 35-39, 53-55.

Bezugspersonen. Mit diesen besuchte er bspw. Rechtsrockkonzerte und Liederabende, bei denen NS-verherrlichende Lieder und Schlager gesungen wurden. Die Position von wenigen Frauen in der Gruppe umschrieb Jürgen als „*eigentlich eine sehr hohe*“ (I4: 1351/29). Diese sei durch männliche Beziehungspartner innerhalb der Gruppe gestützt worden, welche gemeinsam mit den betroffenen Frauen sexistisch diskriminierendes Verhalten anderer Mitglieder sanktionierten. Dies schilderte Jürgen nicht als repräsentativ für die gesamte „Autonome Szene“, da es seiner Auskunft nach Gruppen gab, in denen „*Frauen gar nichts zu sagen hatten*“ (I4: 1364/30).

Ein markantes Moment, das erstmals Zweifel über die Angemessenheit des Maßes an Gewalt in Jürgen auslöste, erlebte er, als die Gruppe zu fünft einen Punk blutig zusammenschlugen, dem sie auf der Straße zufällig begegneten. Vor allem die Freude an Brutalität sowie die Tatsache immer gezielt „*auf der Suche*“ (I4: 980/21) nach Provokation zu sein, erzeugte in Jürgen Gefühle von Entfremdung. Dennoch schilderte er das spontane Ausagieren von Gewalt gegen politisch Andersdenkende hierbei als Ausnahme, wohingegen ansonsten Gewalt innerhalb der Szene weitaus präsenter für Jürgen in Erscheinung trat. Beispielhaft nannte er Disziplinierungsmaßnahmen von hierarchisch höher gestellten Mitgliedern gegen andere.¹²⁹

Jugendarrest und beginnende Distanzierung

Neben Frustrationsmomenten sich bei gemeinschaftlichen Aktivitäten – auch wenn diese zu Beginn nicht als politisch-aktivistische Treffen angedacht waren – immer in die Gefahr polizeilicher Sanktionierung zu begeben, nannte Jürgen wiederholt Spaß an Gewaltausübung bei seinen „Kameraden“ als abstoßend. Warum hierbei Zweifel auftraten und sich Jürgen von der Lust durch kollektive Gewaltausübung exkludierte, wird nicht anhand konkreter Erfahrungen ersichtlich, sondern verbleibt als bediente Argumentation. Als Hauptgrund für seine beginnende Distanzierung, nannte Jürgen finanziell-existenzielle Ängste und die Erahnung einer ungewissen Zukunft als Rechtsextremer. Diese Gefühle spitzten sich nach der Erfahrung einer zweiwöchigen Inhaftierung im Jugendarrest zu. Dazu wurde Jürgen unerwartet aufgrund der Verteilung von Post-it-Zettel mit Hakenkreuzen verurteilt. Bei dieser nächtlichen Aktion, an der Jürgen gemeinsam mit einem „Kameraden“ beteiligt war, versteckte dieser das Material bei einer Kontrolle durch die Polizei in Jürgens Rucksack.

¹²⁹ Jürgen schilderte eine Situation, bei der ein Mitglied mit einem Gürtel verprügelt wurde, nachdem dieses gegen die Anordnung eines Kaders betrunken bei einer politischen Veranstaltung erschien.

„Also ich glaube der Jugendarrest war für mich so am Anfang dieses, okay, ich möchte nicht noch über Jahre oder Monate in der Zelle sitzen. Das war dann auch für mich so, dass ich die Zeit hatte über alles Nachzudenken. Also dann auch vor allem so diese Sache mit der Kameradschaft oder so, wo ich dann gedacht habe, so, du bist eigentlich nur hier weil du einem Freund, dem du eigentlich vertraust, dir den Mist zugeschoben hat und dann gesagt hat, ja, bist ja selbst daran Schuld. Hättest einfach gesagt, das gehört mir – und dann hätte man sich die Schuld zuschieben können. Wär alles gegessen gewesen. – Wo ich dann auch so ein bisschen mal drüber nachgedacht habe, wie stabil sind eigentlich die Freundschaften mit diesen Leuten.“ (I4: 939-947/20f)

Jürgens Festhalten an „Kameradschaft“ als stabilitätsgebendem Faktor brach in Folge seiner Verurteilung und Inhaftierung auf. Das Verhalten, der an der Straftat beteiligten Person, erlebte Jürgen als Vertrauensbruch. Sein Unsicherheitsempfinden veranlasste ihn nach der Entlassung eine Ausstiegsorganisation zu kontaktieren. Bei der Beratung erläuterte ein Distanzierungsbegleiter Jürgen, dass es keinen „halben Ausstieg“ gäbe und er auch freundschaftliche Kontakte zu seinen „Kameraden“ abbrechen müsse. Dies entsprach zu diesem Zeitpunkt nicht Jürgens Vorhaben. Kurze Zeit später folgte eine weitere Gerichtsverhandlung, bei der Jürgen als Angeklagter einer mehrere Jahre zurückliegenden Straftat geführt wurde. Gemeinsam mit anderen Rechtsextremen hatte er ein linkes Veranstaltungszentrum beschädigt, was eine Massenklage gegen ihn und andere Mitglieder zur Folge hatte. Aufgrund seines Geständnisses „*Schmiere gestanden*“ (1109/24) zu haben und der Tatsache, dass Jürgen bereits in Kontakt mit eben jener Ausstiegsorganisation stand, wurde er statt zu zwei Jahren Gefängnis zu zwei Jahren Bewährung verurteilt. Jürgen suchte daraufhin ein Gespräch mit seinen „Kameraden“, bei denen er ihnen seine Entscheidung die Gruppe zu verlassen mitteilte. Diese versuchten Jürgen vom Ausstieg abzuhalten, was zu einem Streit zwischen ihnen führte:

„[...] und ich halt irgendwann im Zorn gesagt habe so, dass die ganze Bewegung, so schön ist wie sie ist, halt einfach mal mich einfach nicht ernährt. Ich habe halt gesagt, was bringt es mir, wenn ich der, - wenn ich aktiv bin bis zum geht nicht mehr, aber dann halt auf der Straße lebe oder so. Und das war dann halt so für die Leute, dann haben sie auch gemerkt, der steht nicht hinter uns.“ (I4: 193-197/5)

Während sich Jürgen nicht aus ideologiekritischen Gründen distanzierte, empfanden die Mitglieder seiner „Autonomen Gruppe“ Jürgens Entscheidung dennoch als Verrat. In Folge des Verlaufes des Gerichtsprozesses, bei dem auch andere Mitglieder angeklagt wurden, erfuhren diese, dass Jürgen vor Gericht ausgesagt hatte. Während Jürgen damit von Teilen

der Gruppe endgültig als politischer Feind betrachtet wurde, hielt er zu anderen auch nach dem Zeitpunkt seines Ausstieges weiter Kontakt:

„Das war halt so, dass ich ähm mit Leuten, die halt damals noch mit in der Szene aktiv waren, - die kannte ich halt von klein auf, also da war dann eher der Aspekt der Freundschaft höher als Kameradschaft.“ (I4: 1139-1141/25)

Angesichts des Fehlens einer ideologiekritischen Reflexion, empfand Jürgen das Aufrechterhalten seiner Beziehungen zu rechtsextremen Personen nicht als problematisch. Diese berichteten ihm von Gerüchten, die daraufhin über ihn und seinen unterstellten weiteren politischen Verlauf verbreitet wurden. Im Interview sprach Jürgen ausführlich darüber und gab zu erkennen, dass er davon mitgenommen und verletzt war. Auf die vorletzte Frage im Interview, seine schwierigste Lebensphase, gab Jürgen seinen Ausstieg als Antwort. Das Gefühl „*komplett in die Schwebel zu fallen*“ (I4: 1518/33) nannte er dabei als bestimmend. Obwohl sich Jürgen nicht unmittelbar von politischen Ansichten löste, bot ihm die Betätigung in der „Autonomen Gruppe“ einen sinnstiftenden Orientierungspunkt, welcher mit seinem Ausstieg verloren ging. Angesichts der wenigen Möglichkeiten über Gefühle zu sprechen, die Jürgen im Zuge seiner lebensweltlichen Distanzierung aus der extremen Rechten empfand, nannte er gleichzeitig ein ausführliches und ehrliches Gespräch mit einem langjährigen Freund, als schönstes Ereignis. Dabei konnte er angst- und schambehaftete Empfindungen und Erlebnisse ansprechen, welche er während seiner Szene- und Distanzierungszeit für sich behielt.

Jürgens weiterer Lebensverlauf und männlichkeitskritische Reflexion

Zum Zeitpunkt des Bruches mit der „Autonomen Szene“ war Jürgen etwa 19 Jahre alt. Eine emotionale Annäherung an seine Eltern fand trotz der Begehung eines bürgerlichen Lebensweges abseits der extremen Rechten nicht statt. Mit zwanzig Jahren absolvierte Jürgen ein Fachabitur und schloss eine zweijährige, nicht näher bestimmte, Ausbildung ab. Die (erfolglose) Bewerbung als Berufssoldat lässt darauf schließen, dass Jürgen stärkebetonten Männlichkeitsbildern weiter zugeneigt war. Auf die Frage nach der Veränderung seines Mannseins, erläuterte Jürgen mit etwa 21 Jahren seine bisherigen Ansichten verworfen zu haben:

„Also dieses typische Klischee der Mann macht alles, tut alles, kann alles und ist halt - quasi ein – Krieger. [...] und für mich ist jetzt ähm - Männlichkeit eigentlich, - also für mich ist an sich, - gibt es keine Männlichkeit. – Also für mich ist das, was ich jetzt gerade mache, [3sec] es ist einfach da. – Also für mich ist jetzt, – für mich ist Männlichkeit genauso zu sagen - ich kann Emotionen zeigen, - ich kann Schwächen und einfach mal Fehler zugeben, - ohne mich dafür irgendwie -rechtfertigen zu müssen.“ (I4: 1468-1481/32)

Als für diesen Wandel veranlassendes Ereignis nannte Jürgen den von einer nicht näher bestimmten Person geäußerten Vorwurf, sich „doch mal wie ein Mann“ (I4: 1472-1473/32) zu verhalten, nachdem Jürgen über seine Gefühle sprechen wollte. Verachtung für dieses Bedürfnis sei ihm bereits in seiner Zeit als Rechtsextremer von anderen „Kameraden“ entgegengebracht worden sowie von seiner Partnerin, mit welcher er nach seiner Distanzierung eine romantische Beziehung führte. Während Jürgen nach der Sanktionierung durch ehemalige „Kameraden“, sich nicht wie eine „Schwuchtel“ zu verhalten, das Sprechen über Gefühle unterlassen habe, habe die Aufforderung seiner damaligen Partnerin, sich wie „ein richtige[r] Mann“ (I4: 1503/32) zu verhalten, eine Reflexion über Männlichkeit ausgelöst. In etwa diesem Zeitraum zog Jürgen in Erwägung Soziale Arbeit zu studieren und absolvierte hierfür ein Vorbereitungspraktikum in einem Kindergarten. Weil ihm die Arbeit und der Umgang mit Kindern Freude bereitere, entschied er sich stattdessen eine dreijährige Ausbildung zum Erzieher zu absolvieren. Die Entscheidung Fürsorgetätigkeiten für Kinder als Lohnarbeit zu verrichten, veranlasste Jürgen sich mit dem Bedürfnis, eine als „unmännlich“ geltende Tätigkeit ausüben zu wollen, auseinanderzusetzen. Dies bewegte ihn, neben seinem Bedürfnis über (angstbesetzte) Gefühle sprechen zu wollen, zu einer Reformulierung von Männlichkeit:

„Also für mich ist männlich jetzt mal zu sagen, - ich gebe zu gerne mit Kindern zu spielen - und Erzieher zu sein, - ohne mich dafür zu schämen, oder immer wieder die Frage begründen zu müssen, ob ich – äh homosexuell bin - nur weil ich im Kindergarten arbeite. Für mich ist es jetzt auch männlich geworden äh einfach zu kochen. So also das sind für mich halt alles Sachen – und eben nicht dieses stumpfe männlich sein.“ (I4: 1480-1485/32)

Die Akzeptanz seiner Bedürfnisse jenseits geschlechterkonservativer Männlichkeitsvorstellungen beschrieb Jürgen als mehrere Jahre dauernden Prozess. Dieser stellte vermutlich einen zusätzlichen Grund für Jürgens andauernde Ablehnung seiner Eltern dar, die eben jenen Geschlechtervorstellungen verhaftet blieben.

Inwiefern Jürgen eine ideologiekritische Distanzierung hinsichtlich rassistischer u.a. menschenverachtender Ressentiments (weiter) vollzog, ist schwer ersichtlich. Einerseits

verurteilte er (ehemals) bediente rechtsextreme Positionen nicht explizit und lies sprachlich – etwa als er die Gründe seiner Hinwendung benannte¹³⁰– erahnen, dass er seine damalig empfundene Ungerechtigkeit „fälschlich ins rechte Eck gestellt zu werden“, nicht gänzlich ablegte. Während er einen Ausstieg aus seiner „Autonomen Gruppe“ vollzog, hielt Jürgen weiterhin Kontakt zu einzelnen Personen, wodurch auch die Frage nach einer lebensweltlichen Distanzierung uneindeutig bleibt. Die Tatsachen an keinem rechten/rechtsextremen Aktivismus mehr teilzuhaben sowie keine (physische) Gewalt gegen ehemalige politische Feindbilder auszuüben, sprechen allerdings dafür, dass sich Jürgen von einer rechtsextremen Lebenswelt entfernt hat. Als Erzieher weiblich assoziierte Fürsorgetätigkeiten auszuüben, sowie eine Reflexion eigener stärkerbetonter Männlichkeitsvorstellungen angestellt zu haben, kann als handlungsmotivationale und ebenso als Teil ideologiekritischer Distanzierung bezeichnet werden. Jürgens Berufswahl und Männlichkeitsreflexion implizieren sowohl das Aufbrechen sexistischer Ideologie als wichtigen Bestandteil rechtsextremen Denkens, als auch Anerkennung durch Dominanz und Abwertung zu erhalten.

5.5 Abschlussinterpretation

Die vorhergehenden fallrekonstruktiven Darstellungen veranschaulichten die Lebensverläufe von vier Männern, fokussiert auf ihre Hinwendung zur und darauffolgenden Distanzierung von der extremen Rechten. Dabei wurde nicht explizit nach Gründen gefragt, bspw. warum die Probanden rechtsextrem wurden, sondern nach lebensgeschichtlichen Verläufen und Situationen, um diese durch eine Kontrastierung von erzählter und erlebter Geschichte über die Eigeninterpretationen der Probanden hinausgehend zu rekonstruieren. Die Ausführlichkeit der Darstellung erfolgte mit dem Zweck, die Rekonstruktionen der Verläufe intersubjektiv nachvollziehbar zu machen.¹³¹ Zudem sollten damit Hinwendungs- und Distanzierungsprozesse auch jenseits meines eigenen Forschungsinteresses – dem

130 Zur Verdeutlichung folgendes Zitat, bei dem Jürgens Formulierungen, wie „*warum kann man nicht einfach mal sagen*“, oder „*ist man automatisch*“, Zweifel aufkommen lassen, ob er seine rassistisch-nationalistischen Positionen tatsächlich revidiert hat:

„Wo es dann so angefangen hat, wo ich mir selber so Fragen gestellt habe, wieso kann man als Deutscher nicht stolz sein auf sein auf sein auf seine Nationalität, auf seine Ethnie und sowas. Das waren dann so Fragen, wo ich dann ähm gesagt habe, warum kann man nicht einfach mal sagen, dass es Ausländer gibt, die ähm, die sich nicht integrieren können. Also diese Standardparolen eigentlich, wie man sie kennt, waren eigentlich bei mir so Fragen, die sich aufgeworfen haben und Antworten die man meistens so bekommen hat, ähm -wenn man so was denkt, oder wenn man so fühlt, ist man automatisch – nö – das führt schon zu weit. Es war eigentlich so, dass ich so angefangen habe so Fragen zu stellen. Warum wird man als Deutscher so behandelt, wie man als Deutscher behandelt wird.“ (I4: 563-571/12f)

131 Vgl. *Sigl*, Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer, 297.

Zusammenhang von Männlichkeit und Rechtsextremismus – betrachtet werden.

Basierend auf den Ergebnissen der einzelnen Fallrekonstruktionen werde ich im folgenden Kapitel eine zusammenfassende Interpretation entlang meiner Forschungsfragen unternehmen. Zu Beginn der abschließenden Interpretation werde ich gemeinsame kollektiv- und lebensgeschichtliche Situationen benennen, in denen sich die untersuchten Männer zur extremen Rechten hingewandt haben. Wie männliche Subjektwerdung, im Rahmen einer geschlechtlich polaren familialen Sozialisation und adoleszenten Krisenbewältigung, mit der Attraktion rechtsextremer Männlichkeitsanrufungen korrespondierte, werde ich in diesem Zuge erläutern. Daran anknüpfend widme ich mich dem Themenfeld der Distanzierung und der eingangs formulierten Frage, in Folge welcher Erfahrungen und Perspektiven es zu einem Bruch mit der rechtsextremen Lebenswelt kam. Eine Beschränkung auf geschlechtsspezifische Aspekte unternehme ich sowohl im Themenkomplex der Hinwendung, als auch der Distanzierung.

Die Polarität emotional abwesender Väter und fürsorglicher Mütter

Als von allen Probanden geteilte lebensgeschichtliche Situation ist die Abwesenheit väterlicher Fürsorglichkeit und Anteilnahme am emotionalen Erleben ihrer Kinder zu benennen. Männlichkeit wurde in der familialen Sozialisation der Probanden mit einem Fokus auf beruflichen Erfolg, Desinteresse an fürsorglichen Tätigkeiten und daraus folgend, der Bagatellisierung emotionalen Empfindens assoziiert. Um meine Argumentation – der Zusammenhang familiärer geschlechtlicher Sozialisation und stärkebetonten Männlichkeitsbildern – nachvollziehbar zu machen, werde ich im Folgenden dafür relevante biografische Verläufe und Ereignisse aus den einzelnen Fallrekonstruktionen wiederholen.

Fabians Vater Thomas pflegte, sowohl vor als auch nach der Trennung von Fabians Mutter Beate, keine durch emotionale Anteilnahme gekennzeichnete Beziehung zu seinem Sohn. Zwar nannte Fabian keine Berufstätigkeit von Thomas, auf die er stattdessen fokussiert gewesen sein könnte, skizzierte aber ein Bild, bei dem Thomas mit außerfamiliären Angelegenheiten, wie dem dörflichen Lokalgeschehen, der Pflege von Freundschaften, Auslandsreisen und dem Nachgehen seiner Spielsucht beschäftigt schien. Während geplanter gemeinsamer Unternehmungen befasste sich Thomas nicht mit Fabian, oder vergaß verabredete Treffen mit ihm, was Fabian mittels konkret erinnelter Situationen schilderte. Zugespitzt in der Gewalterfahrung mit seinem Bruder, der ihn in Erstickungsängste versetzte oder der Beobachtung von Gewaltausübung durch den Partner seiner Stiefschwester,

verknüpfte Fabian Männlichkeit mit Gewalttätigkeit, Erniedrigung und Zurückweisung.

Keine emotionale Nähe und Umsorgung seines Sohnes ging auch von Torbens Vater Maik aus. Dieser war am familiären Geschehen kaum beteiligt und auf seine Erwerbsarbeit fokussiert. Torben gab an, niemals mit seinem Vater über sein emotionales Empfinden gesprochen zu haben. Zum Zeitpunkt der Trennung seiner Eltern war Torben etwa 10 Jahre alt. Der Kontakt zu seinem Vater riss daraufhin gänzlich ab. Erst mit zwanzig Jahren nahm Torben aufgrund seiner Wohnungssuche wieder Kontakt zu seinem Vater auf, der ihn für einige Monate bei sich wohnen ließ. Das Verhältnis zu seinen Brüdern thematisierte Torben kaum, beschrieb es allerdings als freundschaftlich und, im Sinne seines Präsentationsinteresses, ohne erwähnenswerte Vorkommnisse. Seinen Stiefvater Alfred erlebte Torben einerseits als am familiären Geschehen anteilnehmend, dennoch war Torbens Mutter Petra als Hausfrau für die Erziehung der Kinder zuständig, während Alfred die Rolle des Familienernährers einnahm.

Paul Berger verkörperte für seinen Sohn Andreas das Bild eines uniformtragenden, unerschrockenen und durchsetzungsfähigen Mannes:

„Mein Vater war immer die große Figur in den 12 Jahren im Ausland, der Superheld quasi. - Der hat eine Uniform angehabt. [...] Er war immer das große Bild, - der große coole Typ, - der Chef vom Flughafen.“ (I2: 1114-1115/23)

Anstatt Furcht zu zeigen, überwältigte Paul unbewaffnet einen Angreifer mit Messer bei einem Familienausflug. Eine Situation, die Andreas detailreich in Erinnerung blieb und faszinierte und damit gleichsam die Idealisierung seines Vaters als Held und Beschützer anzeigt. Er setzte sich durch bei der Bestimmung des familiären Wohnsitzes und übernahm die Rolle des distanzierten männlichen Familienernährers. Am familiären Geschehen nahm Paul zu feierlichen Ausnahmen teil, während Karin und ihre Mutter die Erziehung der beiden Söhne übernahmen. Ab dem Zeitpunkt, als Andreas Mutter aufgrund ihres Sicherheitsbegehrens für die Familie den Wohnortwechsel zurück nach Österreich bestimmte, empfand Andreas seinen Vater gleichsam „entmännlicht“: Andreas wertete seinen Vater ab, indem er sich über dessen als weiblich assoziierte häusliche Tätigkeiten echauffierte. Andreas Großvater verkörperte als Nationalsozialist und SA-Angehöriger ein soldatisches Ideal, der, vermittelt durch Erzählungen, anzunehmend als kriegerische Identifikationsfigur diente.

Auch in Jürgen Trebings familiärer Sozialisation blieben geschlechtliche Zuständigkeiten

konventionell besetzt. Das Bemühen seines Vaters Michael in Bezug auf erzieherische Sorgetätigkeiten beschrieb Jürgen als halbherzig:

„Wenn ich mal Hilfe gebraucht habe, sei es Hausaufgaben gewesen ähm - oder wenn ich halt einfach mal schlecht drauf war, war es halt meistens einfach so, dass mein Vater es kurz probiert hat und wann es halt quasi nach dem zweiten Mal nicht funktioniert hat, hat er so gesagt, hier Schatz mach du das.“
(I4: 217-220/5)

Anstatt Jürgens (emotionale) Bedürfnisse zu befriedigen, übergab Michael diese Aufgabe an Erika, die hauptverantwortlich für die Umsorgung von Jürgen und seiner Schwester zuständig war. Während Jürgen, zumindest aus gegenwärtiger Perspektive, sich in seiner frühen Adoleszenz bereits von seinem Vater bzw. seinen Eltern emotional entfernt hatte, identifizierte er sich mit seinem Großvater. Dieser verkörperte als Geschichten-Erzählender, Kriegserfahrener und „NS-Widerständiger“ eine Abenteurer- und Heldenfigur. Im Gegenzug dazu erinnerte Jürgen seine Großmutter als „*in der Küche aktiv*“ (I4: 347/8).

Eine Polarität, von für Außenwelt, Distanz, Unabhängigkeit und Souveränität stehende Männlichkeitsbilder und komplementären für emotionale Versorgung und Zugewandtheit stehende Weiblichkeitsbilder, ist in allen Biografien zu erkennen. Die Sorge- und Erziehungsarbeit wurde bei allen interviewten Personen von Frauen geleistet. Dadurch wurde Einfühlsamkeit, Anteilnahme und das Zeigen von Emotionalität mit Weiblichkeit identifiziert. Als Ausnahme erlebte Fabian Zander zwar auch seine Mutter – und nicht nur seinen Vater – als nicht emotional teilnehmend, dennoch hatte sie die Rolle der alleinerziehenden Bezugsperson inne, während Fabians Vater für ihn ein „ungreifbares“, an ihm desinteressiertes „Außen“ darstellte.

Als Erziehung durch eine „perfekte Mutter“, kann die Kindheit von Andreas Berger und Torben Böhm interpretiert werden. Die Schilderungen eben jener Biografien erfolgte emotionsarm und argumentierend, d.h. mit wenig narrativen Passagen, die über angstbesetztes emotionales Innenleben Aufschluss geben. Stattdessen waren die beiden Probanden um ein hervorstechend souveränes Auftreten bemüht, das entsprechend schwerlich Verunsicherungen zur Schau stellen ließ. Andreas Berger gelang es in einem Moment, schwer verständlich und schnell flüsternd, von seinem gegenwärtigen Unglück zu sprechen – seiner Einsamkeit, die ihn dazu brächte sich appetitlos zu fühlen. Davon abgesehen ermöglichte ihm das Verweilen auf einer berichtenden und argumentierenden Ebene von seinem emotionalen Erleben „unaffiziert“ zu wirken. Theoretisierung bzw.

Rationalisierung, sowie die zum Teil zeitgeraffte Schilderung von Erlebnissen und Umgebungen, durchzogen Andreas Interview:

„Polen war super. Minus dreißig Grad, fetter Schnee. [M.S: lacht] Alkis vor der Tür. Alkis im Wald. Masuren wunderschön, also das was mal in Ostpreußen war. Seen und so, waa wunderschön. Bootfahren ein bisschen. Genau, halt Kindheit, ja?“ (I2: 247-249/5)

„Wahnsinnig geil Ägypten. Wüste, Wüste, jedes Wochenende in die Wüste raus. Aber dann halt auch so Sachen wie Mienen am Strand. Irgendwelche Schulkameraden aus anderen internationalen Schulen, die hochgehen. Draufgehen halt.“ (I2: 271-273/6)

Bezeichnenderweise nannte sich Torben selbst ein „*totales Muttikind*“ (I3: 642/14) und verwies damit auf das idealisierte Verhältnis eines „in die Welt hinausgehenden“, sich in Abenteuer messenden Sohnes, der von einer umsorgenden Mutter „gehalten“ wird, durch die er emotionale Anteilnahme erfährt. Den Zusammenhang männlicher Souveränität und der Versorgung durch eine „ideale Mutter“ hat Jessica Benjamin aufgezeigt:

„Die ideale Mutter/Ehefrau bewahrt das autonome Individuum davor, seine Bedürfnisse eingestehen zu müssen, indem sie diese im voraus befriedigt; sie bewahrt es vor der Scham der Bloßstellung und ermöglicht ihm, unabhängig und kontrolliert zu erscheinen.“¹³²

Indem die geschlechtliche Polarität die „Notwendigkeit, sich mit den widersprüchlichen Tendenzen im Selbst auseinanderzusetzen“¹³³, beseitigt, fand keine Integration des Bedürfnisses nach eigener Sorgetätigkeit, dem Zurschaustellen eigener Unsicherheiten und Schwächen in das Bild männlicher Identität statt. Stattdessen inszenierten sich Torben und Andreas – bis zur Gegenwart des Interviews – als unabhängig und abgeklärt: Andreas nannte sich einen „Einzelrider“ und verabscheute seinen Vater für weiblich-assoziierte häusliche Tätigkeiten, Torben gab an, noch nie ein Mensch gewesen zu sein, mit dem man über „Emotionen und Gefühle oder so etwas“ (I3: 631-632/14) sprechen habe können etc. Die geschlechtliche Polarität in der familiären Sozialisation ist – wenn auch zugespitzt bei Andreas Berger und Torben Böhm – in allen Biografien erkennbar und reproduzierte damit ein Männlichkeitsbild, welches Unabhängigkeit, Souveränität, Überlegenheit, Durchsetzungsfähigkeit und emotionale Distanziertheit als männliche Attribute besetzte. Eben jenem Bild männlicher Identität entsprechen wollend, erlebten die Probanden in ihrer Adoleszenz rechtsextreme Angebote als Möglichkeit, eigene Unsicherheit und Ungerechtigkeitserfahrungen durch (männliche weiße) Überlegenheit zu kompensieren.

132 Benjamin, Die Fesseln der Liebe, 198.

133 Benjamin, Die Fesseln der Liebe, 216.

Männlichkeitsanrufungen in adoleszenten Krisenerfahrungen – Zwang zu geschlechtlicher Eindeutigkeit

Weder die geschlechtliche Verteilung der Funktionen der Eltern, noch das (dadurch) vermittelte Männlichkeits- und Weiblichkeitsbild in der familialen Sozialisation der Probanden stellen eine Besonderheit dar. Sie zeigen vielmehr einen gesellschaftlichen Status quo auf, der mit der Attraktion rechtsextremer Angebote korrespondiert. In adoleszenten Krisenmomenten griffen die Probanden auf vermittelte Männlichkeitsbilder zurück, um damit Versagensängsten zu begegnen. Folgend möchte ich diese Annahme mittels Ausschnitten aus den Fallrekonstruktionen illustrieren, sowie mein psychoanalytisches Vorverständnis adoleszenter Krisenmomente mit Männlichkeits- und Weiblichkeitsanforderungen zusammendenken.

Jürgen Trebing diene rassistische und nationalistische Ideologie als Aufwertungsmoment, zu einem Zeitpunkt, als er in seiner Klasse durch Mobbing erniedrigt wurde. Anstatt sich von der Anforderung zu lösen, diese Situation „aushalten“ zu müssen, Hilfe einzufordern und seine Angreifer zu verurteilen, wirkte hier ein familiär reproduziertes und gesellschaftlich vermitteltes Männlichkeitsbild, aufgrund dessen er keine Furcht zeigen durfte. Stattdessen lachte er mit seinen Angreifern über seine eigene Erniedrigung und relativierte bis zum Zeitpunkt des Interviews erfahrenes Leid. Jene Relativierung, Jürgens Präsentationsinteresse, sich in Bezug auf Männlichkeit als selbstreflexive Person zu zeigen, sowie die Bedienung rassistischer Argumente, bedingte jedoch, dass Männlichkeitsversprechen in der Eigeninterpretation als Hinwendungsgrund ausgelassen wurden.

Seine Kindheit und Jugend nicht als defizitär begreifend, konnte sich Torben Böhm nicht erklären, warum er rechtsextrem wurde. Für die Attraktivität rechtsextremer Angebote führte er jedoch das Bedürfnis an, „jemand sein zu wollen“ und seiner Schüchternheit zu entgegen. Als Widerspruch eigener Introvertiertheit und Zurückhaltung und der geschlechtlichen Anforderung als männlicher Jugendlicher Stärke und Souveränität nach außen zeigen zu müssen, kann somit ein Aspekt benannt werden, warum sich Torben von menschenverachtenden rechtsextremen Musiktexten angesprochen fühlte. In diesen konnte er sich als streitbarer Kämpfer wiederfinden, der Teil eines „überlegenen Kollektives“ eigene Aufwertung erfährt.

Andreas Bergers Bedürfnis nach Inszenierung soldatischer Männlichkeit wurde im Interview deutlich. Um als Jugendlicher einem heldenhaften Vater- und Kriegerideal entsprechen zu

können, war Andreas von rechtsextremer Ideologie affiziert. Ihn und seine beiden rechtsextremen Freunde als „*männliche Machoteenager*“ (I2: 59/2) bezeichnend, für die „*simple Texte, Gruppenstärke - zusammenhalten, Märtyrertod, äh, den Feind bekämpfen*“ (I2: 60-61/2) ansprechende Narrative gewesen waren, gab er damit implizit an, einen Zusammenhang zwischen Souveränitätsbedürfnis, Männlichkeit und Rechtsextremismus zu erkennen. Stärke- und gewaltbetonte Männlichkeitsbilder wurden von Andreas aber nicht problematisiert, sondern als quasi „angeborene“ Eigenschaft essentialisiert:

„Ich war schon immer ein kleiner-- pf ich sag mal Krieger oder so, oder militant, oder Indianerspielender - hab immer ein Messer gehabt als Bub und bin immer in den Busch hinten - wild und so.“ (I2: 25-27/1)

Während Andreas als adoleszenter Jugendlicher eine Außenseiterrolle in seiner Klasse bzw. Schule inne hatte, bot ihm bspw. das Agieren auf Dorffesten und Parties mit rechtsaffinem Publikum die Möglichkeit eigener Souveränisierung. In der Identifikation mit menschenverachtenden Musiktexten und Anschauungen, sowie bei maskulinistisch-rassistisch motivierten körperlichen Angriffen, konnte Andreas Dominanz und Überlegenheit demonstrieren.

Fabian Zander konnte Erniedrigungserfahrungen, die er in seiner Familie und Schule erfuhr, durch maskulinistisch- rassistische Selbstaufwertung entgegen. Während Fabian um eine Defizithypothese zur Erklärung der Ideologisierung seines rechtsextremen Umfeldes bemüht war, sparte er eigene Dominanzartikulation als Bedürfnis und Folge seiner Hinwendung aus – im besten Fall benannte er gleiches Leid auf beiden Seiten. Fabian erinnerte Begegnungen mit älteren rechtsextremen Skinheads, die in ihrer „*Hünen*“-Gestalt (I1: 947/19) als Vorbild für ihn und seine „Kameraden“ dienten. Darin drückt sich das Identifikationsbedürfnis mit (körperlich) überlegenen Männlichkeitsbildern aus.

Die Adoleszenz als „labile Phase“ der Herausbildung einer sexuellen, persönlichen und sozialen Identität wird in der Psychoanalyse als *die* Narzissmusphase schlechthin verstanden.¹³⁴ Sich selbst als unfertig erleben, zwischen körperlichen Veränderungen, neuen äußerlichen Anforderungen und einer Hin- und Wegwärtsbewegung zu elterlichen Bindungspersonen changieren, lassen die Adoleszenz zu einem krisenhaften Erlebnis werden. Das adoleszente Ich versucht sich dabei durch den Rückgriff auf alte und neue Lösungsansätze um ein kohärentes Ich zu bemühen. Während dieser Phase der „Identitätsdiffusion“ pendelt das jugendliche Ich zwischen Extremen: Es ist opferbereit und

134 Vgl. Pohl, Das ‚eigene‘ und das ‚andere‘ Geschlecht, 109-126.

egoistisch, trotzig und unterwerfend, enthusiastisch und uninteressiert, grob und sensibel. Rolf Pohl folgert daraufhin:

"Der dabei immer wieder zu beobachtende Wechsel zwischen regressiven und progressiven Lösungsversuchen der damit einhergehenden Krisen und Konflikte führt häufig zu einer Wiederauflage des alten Freund-Feind-Denkens aus der frühen Kindheit mit dem Ziel, durch Abspaltung, Projektion und Abgrenzung vom nun veräußerlichten Fremden die eigene Identität und Grenze abzusichern. Darin besteht die besondere, phasenspezifisch verstärkte Anfälligkeit von Jugendlichen für radikale Ideologien der Ungleichheit und Gewalt."¹³⁵

Als Geschlechterunterschied machen sich hierbei unterschiedliche Muster in der Bewältigung von Konflikten bemerkbar, welche ebenso mit gesellschaftlichen Anforderungen korrespondieren: Während Mädchen dazu erzogen werden Probleme zu internalisieren (Muster), um Beziehungen nicht zu gefährden (Anforderung), externalisieren Jungen diese (Muster) und bewahren dabei Souveränität (Anforderung).¹³⁶ Im adoleszenten Verhalten von Jungen zeigt sich ein tradiertes Männlichkeitsideal, das stark, mutig, durchsetzungsfähig, dominant, leistungsorientiert, konkurrenzorientiert und unabhängig ist.¹³⁷ Männer kontrollieren darin die Beziehung zu anderen und sind, in Bezug auf eigene angstbesetzte Emotionen, selbst emotional kontrolliert. Hierdurch ist erklärbar, warum es einen quantitativen Unterschied¹³⁸ in der adoleszenten Artikulation rechtsextremer Ideologie gibt – im Versuch der Erfüllung geschlechtlicher Anforderungen.

Der Zwang zu geschlechtlicher Eindeutigkeit findet in der Adoleszenz eine Art „Konsolidierung“. Aus dieser Phase sollen auch „unsichere“ und schüchterne Jungen als „fertige“ Männer herausgehen. Eben jener Zwang macht es für adoleszente Jungen, in einem „Wechsel zwischen regressiven und progressiven Lösungsversuchen“, attraktiv, sich von „zugespitzten“ rechtsextremen Männlichkeitsentwürfen – vermittelt in der Gestalt anderer Rechtsextremer oder rechtsextremen Texten – angesprochen zu werden. Mittels

135 Pohl, Das ‚eigene‘ und das ‚andere‘ Geschlecht, 114–115.

136 Vgl. Katharina Debus, Rechtsextremismus als Suche nach Handlungsfähigkeit? Subjektive Funktionalität von Verhalten als Ausgangspunkt von Rechtsextremismusprävention. In: Katharina Debus, Vivien Laumann, (Hg.), Rechtsextremismus, Prävention und Geschlecht. Vielfalt_Macht_Pädagogik (Gender, Familie und Beruf, Arbeitspapier 302, Berlin 2014), 61-99, hier: 75.

137 Diese Männlichkeitskonstruktion steht im Widerspruch zu einem rechtlichen, politischen und öffentlichen Diskurs, an dem eine Veränderung männlicher Anforderungen abzulesen ist.

138 Trotz dessen, dass ich keine Frauen interviewt habe, verlasse ich mich in meiner Aussage auf quantitative Schätzungen des Männer und Jungenanteils in „Parteien und parteiähnlichen Vereinigungen“ (1), „gewaltbereiten Subkulturen“ (2) und „explizit neonazistischen Vereinigungen“ (3) in der BRD. In allen Sparten wird dieser Anteil zwischen 70 und 90% geschätzt. (Vgl. Möller, Männlichkeitsforschung im Rahmen von Rechtsextremismusstudien, 27.)

gleichzeitiger Abspaltung von Schwäche und Hilflosigkeit konnten sich Fabian, Andreas, Torben und Jürgen als handlungs(über)mächtig erfahren.

Eigeninterpretation der Hinwendungsgründe

Mit der Ausnahme von Torben Böhm beschreiben alle Probanden ihren Hinwendungsprozess als Erfahrung eines Mangels oder Leides. Während Andreas Berger die fehlende Zuwendung seiner Eltern als expliziten Grund nannte, führte Jürgen Trebing rassistische Gründe („*in einer Stadt aufgewachsen [bin] mit einem sehr hohen Ausländeranteil*“ (I4: 61/2)) und emotional unreflektiertes Verhalten seiner Eltern implizit als Ursache an. Andreas Berger argumentierte seine Hinwendung als Folge seiner adoleszenten „Unfertigkeit“ und fremdartigen Erlebens in Österreich nach einem langen Auslandsaufenthalt. Die Erzählung der Probanden erfolgt damit als „entschuldende Präsentation“.¹³⁹ Dass diese Torben nicht für sich reklamieren konnte bzw. wollte, hängt mit der gesellschaftlichen Verbreitung einer Defizithypothese zusammen: Anstatt rechtsextremes Aufbegehren als Dominanzartikulation, um weiße, männliche Hegemonie zu verteidigen, zu verstehen, werden (lediglich) Ohnmachtserfahrungen der jeweiligen Akteur*innen benannt.¹⁴⁰ Damit möchte ich nicht das real erfahrene Leid bspw. von Fabian Zandern relativieren, der in seiner Kindheit familiäre Gewalt erfahren hat. Problematisiert werden muss allerdings die Entpolitisierung der Erklärungsbemühungen, welche sich in der Eigeninterpretation der Probanden ausdrückt.

Gegenüber Defizitbekundungen spielen Männlichkeitsversprechen kaum eine bzw. keine Rolle als angeführte Hinwendungsgründe. Zwei Probanden gaben allerdings an, aus einem Bedürfnis nach souveräner Inszenierung abseits ihrer tatsächlichen „Schüchternheit“ (Torben) bzw. ihres pupertären „unfertig“-Seins (Andreas) sich von rechtsextremer Ideologie angesprochen zu fühlen. Einen direkten Zusammenhang zwischen Männlichkeit(-sanforderungen) und der Attraktion rechtsextremer „Angebote“ benannte allerdings niemand.

139 Auch Sigl stellt für ihr untersuchtes Sample selbiges fest: „So unterschiedlich sich die Distanzierungsverläufe auch gestaltet haben, die meisten fallübergreifenden Gemeinsamkeiten ließen sich im Hinblick auf die Selbstpräsentationen der ehemaligen rechtsextremen AktivistInnen feststellen: Die Darstellung ihrer Zuwendung erfährt eine passive, entpolitisierende Konnotation, der eine handlungsaktive und politisch bzw. ideologisch begründete Ausstiegsdarstellung gegenübergestellt wird.“ (Sigl, Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer, 327.)

140 Während diese medial verbreitet werden, erfahren Angehörige von Minderheiten kein vergleichbares Maß an Verständnis, wenn sie aufgrund von Deprivilegierungserfahrungen Gewalt in ideologischer oder physischer Form anwenden.

Brüchigkeit männerbündischer Sicherheit

In der Erzählung aller Probanden wurde die Funktion männerbündischer¹⁴¹ Struktur in ihren rechtsextremen Zusammenschlüssen sichtbar. Die Rede war von einer „Ersatzfamilie“ (I1: 1173/24), die „mehr“ war als Freundschaft. In den Gruppen der Probanden wurden Frauen entweder implizit ausgeschlossen (Vgl. Andreas, Fabian) oder herabgewürdigt (Vgl. Torben, Jürgen). Somit konnte (geschlechtliche) Eindeutigkeit nach innen hergestellt werden und mit Weiblichkeit assoziierte Schwäche „draußen“ gehalten werden. In Form ritualisierten Betrunkens, homoerotischer Schlägereien¹⁴² (ansonsten gab es nur eine distanzierte Begrüßung mit „*Handschlag*“ (I1: 683/14)) und gemeinschaftlicher Stärkebekundung (auf Demonstrationen, in der Gewalt gegen Außenstehende, im Mitgrölen von menschenabwertenden Musiktexten etc.) konnte ein männliches Gruppen Ich-Ideal hergestellt und beschworen werden.¹⁴³ Diese Identifikation mit der männerbündischen Gruppe erfuhr in den Biografien der Probanden Risse. Fabian, Andreas, Torben und Jürgen beschrieben Erfahrungen von Konkurrenz, willkürlicher Gewalt und Erniedrigungserfahrungen innerhalb ihrer rechtsextremen Zusammenschlüsse.

Bspw. brachte Fabian eine „Konkurrenzsituation“ mit einem „Kameraden“ in Bezug auf einen „sexuellen Annäherungsversuch“ in narrative Nähe zu seiner Distanzierungserzählung. Fabian, welcher auf sexuelle Interessensbekundungen von Frauen vielmals aggressiv reagierte, beschrieb sich diesbezüglich als unbeholfen. Während er zum Zeitpunkt seiner Hinwendung zwischen 11 und 12 Jahre alt war, erlebte er seine „Kameraden“ im Zuge seiner sexuellen Reife als Konkurrenten. Auch wenn eine Kausalität zwischen jenem Umstand und seinem beginnenden Abgrenzungsbedürfnis zu seinem rechtsextremen Umfeld von Fabian selbst nicht explizit genannt wurde, lässt die Analyse der Sequenzialität (die Abfolge der

141 „Mit Eva Kreisky lässt sich der Männerbund zusammenfassend charakterisieren als männliche Identitätsstütze und Schutz vor der (Geschlechter-)Differenz, eine affektive und gleichzeitig streng geregelte Verbindung von sich untereinander und mit einem Ideal identifizierenden Männern, eine Gemeinschaft rigider Werte, die in der Regel aus der Überaffirmation des Bestehenden stammen, als eine hierarchisch strukturierte Gruppe „libidinös gebundene(r) Brüder“ mit spezifischen (fetischistischen) Verkehrsformen und Denkformen (Ehre, Tapferkeit, Freundschaft, Treue, Gefolgschaft, Führung usw.), eine Pseudo-Familie oder ein Familienersatz mit abgestuften Mitgliedschaften (Rezeption, Initiation), eine hermetisch abgeschlossene (elitäre) Gemeinschaft mit Hang zur Geheimhaltung (Exklusivität) und Abwehr der Differenz (Feindbildproduktion).“ (Heribert Schiedel, Sophie Wollner, Phobie und Germanomanie. Funktionen des Männerbundes. In: *Hochschüler*innenschaft an der Universität Wien* (Hg.), *Völkische Verbindungen. Beiträge zum deutschnationalen Korporationsunwesen in Österreich* (Wien 2009), 102-126.)

142 Bedingt durch ein Verbot körperlicher Nähe zwischen den „Kameraden“ der Probanden, musste jenem Bedürfnis „anders“ nachgekommen werden. Körperliche Auseinandersetzungen boten unter dem Vorzeichen von Stärke- und Dominanzbekundung die Möglichkeit, sich gegenseitig nahe zu kommen und sich zu berühren, ohne als „schwul“ zu gelten.

143 Vgl. Heribert Schiedel u.a., Phobie und Germanomanie. Funktionen des Männerbundes, 102-126.

Erzählpassagen) einen Zusammenhang naheliegend erscheinen.

Demgegenüber erfuhr Torben anderweitig eine Brüchigkeit seines männerbündischen Sicherheitsgefühles. Entgegen seiner „Kameraden“ war Torben abstinent. Auch wenn sein Straight-Edge-Lifestyle einem maskulinistischen Körperideal entsprach („Reinheit“, Stärke etc.) unterschied ihn diese von den anderen. Diese bemängelten Torbens Entscheidung sich einem gemeinschaftsbildenden Alkoholmissbrauch zu entziehen. Nicht nur hierdurch, sondern auch durch seinen unangepassten Kleidungsstil wurde er wiederholt zur Zielscheibe interner Angriffe und Belustigungen. Diese Erfahrungen von Ausschluss nannte Torben auch in seiner Eigeninterpretation als mitverantwortlich für seine Distanzierung.

Der Männerbund als „das strukturelle Substrat“ des Bedürfnisses nach „Auflösung der Widersprüche und Zerstörung der Komplexität“¹⁴⁴ funktionierte auch für Jürgen als „Ersatzfamilie“. Im Gegensatz zu seiner Familie, zu welcher Jürgen fast ausschließlich Negatives erinnerte, bot ihm seine „Autonome Gruppe“ die Möglichkeit sich „eins“ fühlen zu können. Dieses Gefühl von männerbündischer Aufwertung und Sicherheit wurde im Moment einer zweiwöchigen Haftstrafe brüchig. Entgegen der Möglichkeit, sich in dieser Situation als Märtyrer zu fühlen¹⁴⁵, empfand Jürgen, in Anbetracht der Möglichkeit wiederholter Haftstrafen, existenzielle Ängste. Zudem wurde er aufgrund des Verhaltens eines „Kameraden“ verurteilt. Für Jürgen – der seine Hinwendung als Sehnsucht nach Geborgenheit und Gesehen-Werden-Wollen erzählte – wiederholte sich in der Aktion seiner „Kameraden“ eine Kränkung; wie auch in seiner Familie hat er sich hierdurch als „unwichtig“ erlebt. Diese Situation verhärtete letztlich Jürgens Bedürfnis nach einem Ausstieg, welchen er wenige Woche nach seinem Arrest vollzog.

Auch wenn Andreas Distanzierungserzählung (nicht zuletzt durch seine Abwehr im Interview) viele Unklarheiten über sein vergangenes emotionales Empfinden offen lässt, erscheint willkürliche interne Gewalt als Distanzierungsmotiv mitverantwortlich zu sein. Zugespitzt in der Vergewaltigung eines rechtsextremen Freundes durch einen anderen während einer Party und dem anschließenden Suizid der misshandelten Person, brachte Andreas diese Situation in narrative Nähe zu seiner Distanzierung. Anstatt Gewalt nach außen zu artikulieren, wurde somit die eigene Aufwertung in männerbündischer Gemeinschaft durch interne Gewalttaten, die bis zum Tod eines „Kameraden“ führten, bedroht.

144 Anton *Pelinka*, Männlich, männlicher, (neo)nazistisch. Organisierter Rechtsextremismus und Männerbündelei. In: Jens *Mecklenburg* (Hg.), Handbuch deutscher Rechtsextremismus (Berlin 1996), 733-742, hier: 741.

145 Vgl. *Schiedel*, Phobie und Germanomanie, 117-119.

Im Rahmen der Brüchigkeit männerbündischer Sicherheit wurde der Männerbund nicht mehr (ungebrochen) als Schutzraum und Identifikationsmöglichkeit erlebt. Damit wurden den Probanden ihre „Individualität“ schmerzlich bewusst, was sich in den Interviews sprachlich – von „wir“ zu „die“ – ausdrückte.

Kontinuität vs. Reflexion geschlechtlicher Handlungsmuster als Distanzierungsmotivation

Als Rechtsextreme konnten die interviewten Männer Anerkennung und Selbstsicherheit durch die Inszenierung als „echte“ Männer erfahren. Identitätsversicherende Handlungsmuster zur Ausübung männlicher Souveränität – die Demonstration von Überlegenheit, Artikulation oder Androhung körperlicher Gewalt, Ausschluss bzw. Unterminierung von Frauen und anderen „Fremdgruppen“, Verbot der Artikulation von Unsicherheit und Schwäche etc. – waren damit bediente Praxis innerhalb der extremen Rechten. Auch wenn diese sich im Widerspruch zu eigenem Handeln und Fühlen befanden, wurden sie dennoch durch andere Männer eingefordert und damit ein spezifischer geschlechtlicher Habitus reproduziert.¹⁴⁶ Im Folgenden möchte ich anhand der einzelnen Biografien Unterschiede in Bezug auf eine Kontinuität oder Reflexion geschlechtlicher Handlungsmuster in Folge des Distanzierungsprozesses aufzeigen. Dabei interessierte mich, inwieweit die Aussicht dominanzbetonte Männlichkeit in anderen sozialen Kontexten fortführen zu können, oder die Aussicht diese nicht mehr inszenieren zu müssen, als Distanzierungsmotivation relevant waren.

Aus einem bildungsbürgerlichen Haushalt stammend, bot sich für Andreas leicht die Möglichkeit, einen vergleichbaren Karriereweg wie seine Eltern zu verfolgen. Während Andreas sein rechtsextremes Umfeld mit einfältigen Handlungsroutrinen und intellektueller Beschränktheit assoziierte, versprach ihm die Aussicht einer bürgerlichen Konsolidierung gesellschaftliche Anerkennung. In diesem Rahmen konnte er seine dominanz- und gewaltbereite Männlichkeitsartikulation fortführen: Während er im Zuge seines Wehrdienstes und weiteren militärischen Ausbildungen Kampfbereitschaft und körperliche Stärke demonstrieren konnte, erfuhr er im Zuge seiner akademischen Laufbahn Aufwertung in einem männlich dominierten Wissenschaftsbetrieb.¹⁴⁷ In Anstellungen für die UNO als

146 Sowohl Torben als auch Jürgen schilderten (erwartete) Sanktionen, die ihnen im Falle eines Zuwiderhandelns jenes Habituses drohten. So folgte bspw. auf das Bedürfnis über Unsicherheiten und Gefühle zu sprechen die Unterstellung eine „Schwuchtel“ (I4: 1494/32) oder ein „Mädchen“ (I3: 1654/33) zu sein.

147 Zur eingehenden Betrachtung des Zusammenhangs von Männlichkeit und Wissenschaft siehe: Christine Woessler de Panafieu, Feministische Kritik am wissenschaftlichen Androzentrismus. In: Ursula Beer (Hg.),

Wahlhelfer, Bodyguard etc., konnte er körperliche Überlegenheit demonstrieren bzw. sich in einer wohlsituierten und mächtigen Position erleben. Während Andreas somit als jugendlicher Skinhead seine Ansichten vor elterlichen und schulischen Autoritäten verstecken und rechtfertigen musste, bot ihm die Aussicht als junger Mann in Folge eines akademischen Werdegangs eine gesellschaftliche Machtposition zu erfüllen. Die Möglichkeit einer Fortführung männlicher Dominanzartikulation in sozialen Bereichen jenseits der extremen Rechten kann somit als Distanzierungsmotivation angenommen werden.

Fabian löste sich aus seinem rechtsextremen Umfeld infolge seines Umzuges in ein anderes Dorf. Während die örtliche Distanz zu seiner Skinheadclique sein zunehmendes Deplazierungsgefühl zwischen betrunkenen und sich prügelnden „Idioten“ (I1: 1300/26) bekräftigte, suchte er auch nach dem Zurückziehen an seinen vorherigen Wohnort keinen Kontakt mehr zu seinen ehemaligen „Kameraden“. Stattdessen konnte Fabian an ein neues soziales Netz anknüpfen. In einem subkulturellen Skatepunkumfeld, in welchem zu Hause gemeinsam Gras rauchen, Skaten, Konzerte und Parties besuchen identitätsstiftende Handlungspraxen darstellten, spielte die körperliche Austragung von Dominanzbehauptungen keine Rolle. Angesichts dessen, dass Fabian berichtete, „*dass man sich [„in diesen Skatekreisen“] sehr viel gedisst“* (I1: 1397/28) habe – ein Umstand, den Fabian als ihm unangenehm erinnerte – wurden Souveränisierungsbekundungen sprachlich ausgedrückt. Eine auf seine „Skatepunkzeit“ folgende Vereinsamung, bedingt durch Selbstisolation und einer drogeninisierten Paranoia, spricht zudem dafür, dass es keinen offenen Umgang mit Angst und Unsicherheit in Fabians Skateclique gab. Demgegenüber muss eine andere Passage in Fabians Schilderung, bei der von einer „ausgelassenen“ Atmosphäre unter „*entspannteren“* (I1: 1353-1354/28) Menschen gegenteilig interpretiert werden. Positiv erinnerte Fabian außerdem, dass es beim Besuchen von Konzerten und dergl. um Freude am gemeinsamen Tanzen und Musikhören ging, im Gegensatz zu rechtsextremen Veranstaltungen, bei welchen die Erwartungen auf Entladung von Aggression im Zuge einer „*Fetzerei“* (1362/28) präsent war. Insofern muss die Frage, ob eine Veränderung geschlechtlicher Handlungsmuster als Distanzierungsmotivation relevant war, bejaht werden. Es fand in diesem Sinne keine bewusste Reflexion eigener geschlechtlicher Handlungsmuster statt, dennoch bedingte das Bedürfnis nach einem „aggressionsärmeren“ Umfeld, dass sich Fabian gegen eine Kontaktwiederaufnahme mit seinem rechtsextremen Umfeld entschied. Auch wenn einige eben benannte Aspekte vermuten lassen, dass in Fabians „Alternativclique“ ebenso Geschlechterdynamiken wirkten,

Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik (Bielefeld ²1989) 95-131.

in der Selbstbehauptung und die Verdrängung von Unsicherheit gefordert wurden, blieb eine Überkompensation von Männlichkeitsanforderungen hier anzunehmend aus.

Torben war in der Selbstpräsentation seiner geschlechtlichen Handlungsmuster während seiner Zeit als Rechtsextremer darum bemüht, sich und sein Umfeld als „frauenfreundlich“ darzustellen: Einerseits betonte er, im Gegensatz zu seinen „Kameraden“, zu „den“ Frauen „immer gut“ (I3: 1610/33) gewesen zu sein¹⁴⁸, andererseits habe, im Gegensatz zu Burschenschaften, in seinem „Autonomen Nationalisten“-Umfeld Mannsein bzw. Männlichkeit nicht so eine wichtige Rolle gespielt. Diese Präsentation kontrastierte er mittels der Erkenntnis: „man nimmt das vielleicht gar nicht so wahr, dass man so mackermäßig rüberkommt“ (I3: 1608–1609/33). Dem „Bild eines Mannes“ (I3: 1594/32) in der extremen Rechten zu entsprechen, das er assoziierte mit der Zurschaustellung von Dominanz und Drohung („wer will kann mir vor den Kopf kriegen“ (I3: 1597/32)), benannte er als „sehr prägend“ (I3: 1570/32). Insofern zeigte sich auf einer argumentativen Ebene entlang eigener Narrative und erzählter Passagen bzw. spontanen Erkenntnissen Widersprüchliches. Meine Frage, ob sich für Torben das Bedürfnis und die Möglichkeit Schwäche zeigen zu können nach seiner Distanzierung gewandelt habe, bejahte er mit dem Verweis, dass er über Vieles offener sprechen könne.¹⁴⁹ Auf meine Frage, ob Fabian seit seiner Distanzierung einen besseren Zugang zu seinen Emotionen habe, antwortete er, dass er jetzt „Sachen besser kontrollieren“ (I3: 1670/34) könne, während er als Rechtsextremer bei Konflikten versucht habe „jemanden gleich an den Kragen zu nehmen“ (I3: 1674/34).

Die Entlastung sich nicht mehr in einem Umfeld befinden zu müssen, in dem männliche Dominanzkämpfe das soziale Setting maßgeblich bestimmen und in welchen Torben wiederholt Ausgrenzung erfuhr, kann als Distanzierungsmotivation benannt werden. Während der Analyse von Torbens geschlechtlichen Handlungsmustern wiederholt empfundene Widersprüche, interpretiere ich als Übertragung Torbens innerer Widersprüche: Neben einzelnen Passagen, in denen Torben auf oben zitierte Nachfragen eine Veränderung (geschlechtlichen) Handelns benannte, war er um die Darstellung einer Bruchlosigkeit seiner Identität, v.a. in Bezug auf geschlechtliches Handeln, aber auch darüber hinaus, bemüht:

148 An dieser Aussage kann auch Torbens objektivierendes Verhalten gegenüber Frauen abgelesen werden, indem er „die“ Frauen als passive Objekte darstellt, zu denen „man“ gut oder schlecht sein könne.

149 Unsicherheit nach Außen zeigen zu können, ist für Fabian anzunehmend dennoch nur in einem sehr eingeschränkten Rahmen möglich. So assoziierte er auf die Aussage viel offener sprechen zu können Gespräche mit seiner Freundin. Der Umstand nur in einer Intimbeziehung seine Unsicherheit teilen zu können, verweist auf das Bedürfnis außerhalb dieser Beziehung das Bild von Souveränität wahren zu wollen.

„Aber an sich - hat sich gar nicht zu viel geändert und da ich vorher sowieso nicht der übelste Sexist war oder sowas und auch irgendwelche, was weiß ich. Das wäre halt mal was wo man sagt, okay das hat man irgendwie abgelegt und – oder – mh. Vieles war mir schon innerhalb der Szene egal.“ (I3: 1665-1668/34)

Diese Inszenierung diente der Präsentation als beharrlich, eigenem Verhalten und Prinzipien treu bleibend und somit als identitätsversichernde Stabilisierungsfunktion. Als Hinwendungsmotivation gab Torben das Bedürfnis eigener Souveränisierung an – einen konfrontativen, mutigen, eigenständigen Mann, statt einen schüchternen Jungen darstellen zu wollen. Die Bruchlosigkeit in der Betrachtung eigener Identität kann an diese Souveränisierung „anknüpfen“, ohne sich mit eigenen Unsicherheiten und Uneindeutigkeiten im emotionalen Erleben auseinandersetzen zu müssen. In diesem Sinne ist gleichzeitig von Torbens Bedürfnis nach einer Kontinuität geschlechtlichen Handelns im Zuge der Distanzierung zu sprechen.

Jürgen präsentierte am explizitesten einen Reflexionsprozess seines Männlichkeitsbildes und geschlechtlichen Handelns. Auf meine Frage nach der Veränderung seines „Mannseins“, berichtete er von der Aufforderung durch andere Rechtsextreme die Thematisierung von Emotionen zu unterlassen. Dieser Aufforderung nachkommend, „unterdrückte“ Jürgen innerhalb seiner AN-Gruppe folgend Handeln abseits des gewünschten Geschlechterhabitus. Jürgens Verlauf seines geschlechterreflektierten Reflexionsprozesses zeigt allerdings auch, dass er sich das Eingeständnis, eine stärkerbetonte Männlichkeitsinszenierung nicht weiter praktizieren zu wollen, erst im Verlaufe mehrerer Jahre machte. Nicht unmittelbar nach seiner lebensweltlichen Distanzierung, sondern durch eine romantische Beziehung, in der er aufgefordert wurde ein „richtiger Mann“ (I4: 1503/32) zu sein, als auch innerhalb eines neuen Berufskontextes, manifestierte sich für Jürgen die Erkenntnis, dass sein Empfinden und Handeln nicht mit dem zusammenstimmt, was er bis dato als „männlich“ definierte. Erst nachdem sein Vorhaben, nach seinem Ausstieg als Berufssoldat zu arbeiten, scheiterte, machte er während eines Praktikums im Kindergarten die Erfahrung, dass ihm Erziehungs- und Fürsorgearbeit an Kindern „sehr viel Freude“ (I4: 1197/26) bereite.

Entgegen Jürgens Bedürfnis über Schwächen und Unsicherheiten (mit anderen Männern) zu sprechen,¹⁵⁰ verweist der Wunsch nach seinem Ausstieg Berufssoldat werden zu wollen, auf das Bedürfnis nach einer Kontinuität dominanter Inszenierung, außerhalb einer

150 Dieses Bedürfnis kann auch aus der folgenden Passage erschlossen werden: Nach seinem „schönsten Erlebnis“ befragt, erzählte Jürgen von einem langen Gespräch mit einem Freund im Zuge seines Ausstiegs aus der Szene: Die Möglichkeit „so viel“ auszusprechen, „was man vorher auch gerade so in der Szene alles zurückstecken musste“ (I4: 1526-1527/33) bot ihm eine Entlastung, die er angesichts der Assoziation dieser unscheinbar vermutenden Situation als „schönstes Erlebnis“ als gewichtig empfand.

rechtsextremen Lebenswelt¹⁵¹. Insofern muss auch in seinem Falle die Beantwortung der Frage nach einer Reflexion oder Kontinuität des geschlechtlichen Handelns als Distanzierungsmotivation uneindeutig, bzw. nur entlang einzelner Aspekte, beantwortet werden.

Männliche Dominanz- und Stärkebehauptung als ein zentrales Moment in rechtsextremer Artikulation blieb den Probanden auf einer manifesten Ebene zu weiten Teilen verborgen. Das Ansteuern durch direkte geschlechtsbezogene Fragen beförderte allerdings Erinnerungen an die Oberfläche, sodass latente Inhalte in Bezug auf eine Kontinuität oder Reflexion geschlechtlicher Handlungsmuster in Ansätzen interpretiert werden konnten. Die Schwierigkeit eine eindeutige Antwort auf jene Verläufe geben zu können verweist auf den Umstand, dass Männlichkeitsinszenierungen in der extremen Rechten nur eine Zuspitzung „klassischer“ männlicher Subjektkonstitution darstellt (1), stärkebetonte Männlichkeitsbilder in anderen sozialen Lebenswelten (bspw. Militär) praktiziert werden können (2), sowie innerhalb der extremen Rechten die Artikulation von Dominanz in „subtileren“ Formen Ausdruck finden kann, als bspw. durch direkte Gewaltausübung (3). Wenngleich die Aussicht, durch eine lebensweltliche Distanzierung an einer „aggressionsärmeren Lebenswelt“ teilhaben zu können, als Distanzierungsmotivation für drei von vier Probanden benannt werden kann, bedeutete dies nicht zwangsläufig die Reflexion eigener geschlechtlicher Handlungspraxen. Angesichts einer Selbstpräsentation als „nicht herausstechend sexistisch“, oder einer Dethematisierung von Geschlecht und / oder Frauen innerhalb der extremen Rechten erlebten sich die Probanden (Torben, Jürgen) in Bezug auf ihr geschlechtliches Handeln eher ähnlich als anders nach ihrer Distanzierung. Veränderungen – etwa eine bessere Impulskontrolle gegenüber empfundener Aggression (Torben), oder eine Reflexion eigener Abwehr von Schwäche (Jürgen) – korrelierten nicht mit einer ideologiekritischen Distanzierung. Im Gegenzug zu antisemitischen und rassistischen Ressentiments und deren Reflexion, wurde eigener Sexismus dethematisiert. Das Bedürfnis sich diesbezüglich als besonders gemäßigt oder widerständig zu präsentieren, wurde durch ein weibliches und feministisch gelesenes Gegenüber als Forscherin anzunehmend bestärkt. Darüber hinaus verweist der Umstand der Dethematisierung auf die Bedienung einer unsichtbaren männlichen Norm und eines „blinden Fleckes“ eigener

151 Angesichts ihrer tagespolitischen Aktualität, muss an dieser Stelle dennoch auf die Rechtsaffinität von Bundeswehrsoldat*innen hingewiesen werden. Siehe bspw.: Markus Wehner, Rechtsextreme Netzwerke in der Bundeswehr (11.12.2020). In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, online unter: <<https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/rechtsextreme-netzwerke-in-der-bundeswehr-17097563.html>> (25.09.2021).

sexistischer Artikulation.¹⁵² Ein von mir als emotionale Distanzierung benannter selbstreflexiver Prozess – (vergangene) Projektionen, Bedürfnisse und Handeln betrachten zu können – verlief nicht simultan mit einer lebensweltlichen oder ideologiekritischen Distanzierung. Dieser Prozess wurde erst durch Anforderungen und Möglichkeiten in neuen „Lebenswelten“ (romantische Beziehung, Erziehungsarbeit) „angestiftet“. Am Beispiel zweier Probanden (Jürgen, Torben), bei denen eigenes physisches Gewalthandeln kein zentrales Handlungsmuster darstellte, zeigt sich, dass männliche Dominanz innerhalb der extremen Rechten auch anders artikulierbar ist. Bspw. indem Frauen „als ideologisch unwissend“ vorgeführt wurden (Torben) oder mittels Sachbeschädigung an Einrichtungen politischer Feindbilder diesen gedroht wurde (Jürgen).

Verallgemeinerbar (zumindest für drei von vier Probanden) ist die Tatsache, dass das Verlassen ihrer rechtsextremen, aggressionsgeladenen Lebenswelt als Erleichterung empfunden wurde, wenngleich auch nicht unmittelbar auf ihren Ausstieg folgend (Jürgen). Im eigenen Denken nicht durch Hassprojektionen bestimmt zu sein (Torben), über Emotionen, Schwäche und eigene Fehler sprechen zu können (Jürgen), sowie soziale (und subkulturelle) Interaktion in einer Gruppe jenseits einer spontanen gewalttätigen Eskalation erleben zu können (Fabian) wurden im Interview als Beispiele für positive Folgen der Distanzierung benannt.

6. Schluss

Anhand von vier biografisch narrativen Interviews mit Männern habe ich Hinwendungsprozesse zur und Distanzierungsprozesse von der extremen Rechten analysiert. Mittels der Methode der biografischen Fallrekonstruktion habe ich das jeweilige Präsentationsinteresse („erzählte Geschichte“) der Probanden herausgearbeitet und mit dem Verlauf der erlebten Ereignisse („erlebte Geschichte“) kontrastiert. Somit war es mir möglich, jenseits bedienter Narrative Erfahrenes zu interpretieren und in seiner Gewordenheit zu verstehen. Zum Zwecke der Nachvollziehbarkeit meiner Analyse und Gedanken habe ich erzählte und erlebte Geschichte der einzelnen Probanden ausführlich dargestellt. Im Rahmen einer zusammenfassenden Interpretation bin ich meinem Fokus auf Geschlecht bzw. Männlichkeit nachgegangen, um damit meine forschungsleitende Frage zu beantworten, wie aus einer männlichkeitskritischen bzw. geschlechterreflektierten

152 Die Veränderung des eigenen „Mannseins“ wurde bspw. bei Fabian und Andreas mit dem Beginn gelebter Heterosexualität und der „Fähigkeit“ Frauen als Sexualobjekte „für sich zu gewinnen“ verknüpft, als mit der Reflexion eigener geschlechtlicher Handlungsmuster.

Perspektive Hinwendungen zu und Distanzierungen von der extremen Rechten erklärbar gemacht werden können. In der Interpretation der Hinwendungsprozesse konnte ich die geschlechtliche Polarität in der familiären Sozialisation als Marker für die Reproduktion eines bestimmten Männlichkeitsbildes festmachen: Durch die Ausbleibende Integration von Schwäche, Fürsorge und Abhängigkeit in männliche Identität, wurde geschlechtliche „Eindeutigkeit“ reproduziert. Damit wird alles abgewertet, was nicht in dieses Bild passt. Diese Abwertung wurde in adoleszenten Krisen „angerufen“. Als die interviewten Personen inmitten von „Identitätsdiffusion“, geschlechtlichen Anforderungen und/oder Erniedrigungserfahrungen mit rechtsextremer Ideologie in Berührung kamen, diente diese als Selbstaufwertungsangebot. Im Kontrast zu Hinwendungsprozessen stellte sich die (verallgemeinernde) geschlechterreflektierte Analyse der Distanzierungsverläufe schwieriger dar. Dies habe ich mit drei Gründen verständlich gemacht: Männlichkeitsinszenierungen in der extremen Rechten stellen „nur“ eine Überkompensation männlicher Anforderungen dar. Stärke- und gewaltbetonte Männlichkeitsbilder sind auch außerhalb rechtsextremer Lebenswelten praktikierbar. Auch innerhalb der extremen Rechten gibt es einen gewissen Spielraum, in dem Männlichkeitsinszenierungen ausfallen können. Einzelne Aspekte, wie eine präsenste potenzielle Aggressionsentladung, erfahrene interne Konkurrenz und Gewalt entgegen männerbündischer Aufwertung, konnten dennoch als geschlechtsspezifische Distanzierungsgründe benannt werden. Zusammengefasst bedeutet dies, dass die geschlechtliche Aufforderung, sich als Mann mit Stärke zu identifizieren und Schwäche abzuwerten, als geschlechtsspezifischer Hinwendungsgrund und das Versagen männerbündischer Funktionen als geschlechtsspezifischer Distanzierungsgrund festgehalten werden können.

Mittels biografisch-narrativer Interviews habe ich einen empirischen Zugang gewählt, der lebhafter Widersprüchliches im (geschlechtlichen) Verhalten und Denken von (ehemaligen) Rechtsextremisten ans Tageslicht befördern kann, als bspw. die Analyse rechtsextremer Publikationen.¹⁵³ Aus jener Widersprüchlichkeit bspw. der Anforderung als rechtsextremer Mann nicht über schambehaftete Gefühle zu sprechen und dem Bedürfnis dies tun zu wollen, sollte m.E. nicht abgeleitet werden, dass bestimmten d.h. stärkebetonten Geschlechterentwürfen „kein zwingender Bedeutungsgehalt“ zukomme.¹⁵⁴ Trotz eines gewissen Spielraumes wie männliche Dominanz ausgelebt werden kann, besteht eine Aufforderung, sich als überlegen zu inszenieren und mit Schwäche assoziierte

153 Vgl. *Sigl*, Biografische Wandlungen ehemalige Rechtsextremer, 82-86.

154 Zu diesem Schluss kommt *Sigl*. (*Sigl*, Biografische Wandlungen ehemaliger Rechtsextremer, 322).

„Fremdgruppen“ abzuwerten.

Im Gegensatz zu anderen Ideologien, wurde eigener vergangener (und gegenwärtiger) Sexismus von den Probanden im Distanzierungsprozess nicht bzw. weniger umfangreich reflektiert. Die Unsichtbarkeit männlicher Hegemonie – auch abseits rechtsextremer Szenen – bietet meines Erachtens hierfür einen Erklärungsgrund. Vieles, was mit Geschlecht zu tun hat, wurde von den Probanden nicht mit Geschlecht in Zusammenhang gebracht. Diese Einsicht könnte für sozialarbeiterische Distanzierungshilfe nutzbar gemacht werden. Dabei könnten einerseits Männer im Distanzierungsprozess darin bestärkt werden, statt eigener Selbst-Viktimisierung (Defizithypothese) eine Reflexion stärkerbetonter Männlichkeitsbilder anzustellen und des weiteren zu einem Verständnis von Rechtsextremismus verholfen werden, welches auf die Verteidigung der Privilegien weißer, heterosexueller Männer als Funktion menschenverachtender Ideologie hin reflektiert. Statt nur bei einer Reintegration in eine Lebenswelt außerhalb der extremen Rechten zu helfen, könnte Distanzierungshilfe dazu beitragen ein geschlechtliches Selbstverständnis zu entwickeln, welches jenseits eines männlichen Dominanzanspruches und der Abwehr eigener Unsicherheit liegt. Nachdem eine projektive Abspaltung von unerwünschten psychischen Anteilen nicht nur zu Lasten der Projektionsobjekte geht, würde eine Reflexionshilfe in Bezug auf eigenes souveränitäts- und stärkerbetontes Agieren auch für sich im Distanzierungsprozess befindliche Männer eine Entlastung darstellen. Zudem könnte die begleitende Reflexion eigener und szenetypischer Männlichkeitsbilder dazu beitragen, eine erneute Annäherung an eine rechtsextreme Lebenswelt zu erschweren. Eine libidinöse Befriedigung in und durch männerbündische(n) Zusammenhänge würde durch eine Reflexion über die psychosozialen Gründe jener Zusammenschlüsse anzunehmend nicht „funktionieren“.

Die Fallrekonstruktionen veranschaulichen, dass die Distanzierungsebenen nicht synchron verliefen und eine genauere Begrifflichkeit – lebensweltliche, ideologiekritische, handlungspraktische, emotionale Distanzierung statt „Ausstieg“ – erforderlich ist. Andernfalls würde eine Mitte-Rand-These – der „rechtsextreme Rand“, aus dem „ausgestiegen“ wird – bedient werden, die der Darstellung der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht nachkommt. Denn Ideologien der Ungleichheit wirken in der „Mitte“ der Gesellschaft und stellen in rechtsextremen Lebenswelten nur eine Zuspitzung dar. Aus einem feministischen Blickpunkt kann somit behauptet werden: Solange ein gesellschaftlicher Zwang zu geschlechtlicher Eindeutigkeit besteht, begründet diese eine Affinität für rechtsextreme Ideologie und Lebenswelt. Um diese zu brechen, gilt es Identitätswürfe jenseits „richtiger Männern“ zu stärken.

7. Literaturverzeichnis

Theodor W. *Adorno* (Hg.), Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages (Stuttgart 1969).

Theodor W. *Adorno*, Studien zum autoritären Charakter (Frankfurt a. M. ¹¹2018).

Johannes *Alberti*, Der ‚autoritäre Charakter‘ und die Voraussetzungen von Ideologiekritik im Spätkapitalismus (o.J.), online unter <<https://www.conne-island.de/nf/144/20.html>> (25.09.2021).

Joris Anja *Gregor*, Sophie *Ruby*, Biographie und Geschlecht. In: Helma *Lutz* (Hg.), Handbuch Biographieforschung. (Wiesbaden, 2018), 233-244.

Uwe *Backes*, Eckhard *Jesse*, Politischer Extremismus in der Bundesrepublik Deutschland (Berlin 1993).

Jessica *Benjamin*, Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, (Nexus, 68., Frankfurt a.M. ⁵2015).

Dierk *Borstel*, „Wir hatten auch Spaß und haben gelacht...“ Ein- und Ausstiegsprozesse von Männern und Frauen aus der rechtsextremen Szene“. In: Ursula *Birsl* (Hg.), Rechtsextremismus und Gender (Farmington Hills / 2011) 297–313.

Marc *Brandt*, Fallbeispiele zu geschlechterreflektierenden Strategien gegen Rechtsextremismus in der Kinder- und Jugendhilfe. In: *Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller* (Hg.), „Was ein rechter Mann ist ...“. Männlichkeiten im Rechtsextremismus (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, 68., Berlin, 2010), 237-249.

Katharine *Brown*, Geschlechtsspezifische Ansätze bei Ausstiegsarbeit. In: *RAN Centre of Excellence* (Hg.), Radicalisation Awareness Network, Ex-Post Beitrag (2019), o.S.

Bundesministerium für Inneres (Hg.), Jahreslagebericht zu Rechtsextremismus 1993 (o.O. 1993).

Raewyn *Connell*, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten (Geschlecht und Gesellschaft, Opladen 1999).

Katharina *Debus*, Rechtsextremismus als Suche nach Handlungsfähigkeit? Subjektive Funktionalität von Verhalten als Ausgangspunkt von Rechtsextremismusprävention. In: Katharina *Debus*, Vivien *Laumann*, (Hg.), Rechtsextremismus, Prävention und Geschlecht. Vielfalt_Macht_Pädagogik (Gender, Familie und Beruf, Arbeitspapier 302, Berlin ²2014), 61-99.

Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (FIPU) (Hg.), Rechtsextremismus. Band 2: Prävention und politische Bildung (Wien ²2017).

Edgar J. *Forster*, Georg *Tillner*, Wie Männlichkeit und Fremdenfeindlichkeit zusammengehen. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-

Gesundheits- und Sozialbereich, Nr. 67 (1998), online unter <<https://www.widerspruechezeitschrift.de/article791.html>> (25.09.2021).

Sigmund *Freud*, Das Ich und das Es. In: Angela *Richards* (Hg.), *Gesammelte Werke*, Bd. 13 (London 1940).

Sigmund *Freud*, Über Deckerinnerungen. In: *Gesammelte Werke*, Bd. 1 (Frankfurt a. M., 1899).

Eike *Geisel*, *Die Wiedergutwerdung der Deutschen. Essays und Polemiken* (Berlin 2015).

Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie (Hg.), *Rechtes Fühlen* (Freie Assoziation. Zeitschrift für psychoanalytische Sozialpsychologie, Gießen 2020).

Maya *Gonzalez*, Jeanne *Neton*, Die Logik des Geschlechterverhältnisses. Über die Sphärentrennung und den Prozess der Abjektion. In: *Outside the Box. Zeitschrift für feministische Gesellschaftskritik*, Nr. 6 (2016): 45–58.

Elisabeth *Grosz*, *Contemporary Theories of Power and Subjectivity*. In: Sneja *Gunev* (Hg.), *Feminist Knowledge. Critique and Construct* (London, 1990), 59–121.

Aron *Gurwitsch*, *Das Bewusstseinsfeld* (Berlin / New York 1974).

Alexander *Häusler*, Martin *Langebach*, Fabian *Virchow* (Hg.), *Handbuch Rechtsextremismus* (Edition Rechtsextremismus, Wiesbaden 2016).

Andreas *Hechler*, Olaf *Stuve*, Weder ‚normal‘ noch ‚richtig‘. Geschlechterreflektierte Prävention als Grundlage einer Neonazismusprävention. In: Andreas *Hechler*, Olaf *Stuve* (Hg.), *Geschlechterreflektierte Pädagogik gegen Rechts* (Opladen / Berlin / Toronto 2015), 44-72.

Willibald I. *Holzer*, Rechtsextremismus. Konturen, Definitionsmerkmale und Erklärungsansätze. In: *Stiftung Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands* (Hg.), *Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus* (Wien 1994), 12–96.

Jörn *Hüttmann*, Extreme Rechte. Tragweite einer Begriffsalternative. In: *Forum für Kritische Rechtsextremismusforschung* (Hg.), *Ordnung. Macht. Extremismus. Effekte und Alternativen des Extremismus-Modells* (Wiesbaden, 2011), 327-346.

Eva *Kreisky*, Das Geschlecht politischer Institutionen. In: *Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes* (Hg.), *Gewerkschaftliche Monatshefte* 47 (Köln 1996).

Kurt *Möller*, Konstruktionen von Männlichkeiten in unterschiedlichen Phänomenbereichen des Rechtsextremismus. In: Ursula *Birsl* (Hg.), *Rechtsextremismus und Gender* (Farmington Hills / 2011). 129–146.

Kurt *Möller*, Männlichkeitsforschung im Rahmen von Rechtsextremismusstudien. Ausgangspunkte, Ansätze, Ergebnisse und Perspektiven. In: Robert *Claus*, Esther *Lehnert*, Yves *Müller* (Hg.), „Was ein rechter Mann ist ...“. Männlichkeiten im Rechtsextremismus (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, 68., Berlin, 2010), 25-38.

Ministerium für Inneres und Kommunales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Verfassungsschutzbericht des Landes Nordrhein-Westfalen über das Jahr 2010 (o.O. 2010).

Niklas *Molter*, In welchen Branchen Frauen arbeiten - und in welchen nicht. In: *Augsburger Allgemeine* (08.03.2018), online unter: <<https://www.augsburger-allgemeine.de/wirtschaft/In-welchen-Branchen-Frauen-arbeiten-und-in-welchen-nicht-id50526151.html>> (28.4.2021).

Ulrich *Oevermann*, Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Klaus *Kraimer* (Hg.), *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung* (Frankfurt a. M. 2000), 58-156.

Andreas *Peham*, Elisabeth *Turek*, Merkmale und Motive des Fanatismus. In: *Zentrum Polis - Politik lernen in der Schule* (Hg.), *Polis aktuell*, Nr. 3 (2018) 6, online unter: <https://www.politik-lernen.at/dl/qrskJMJKomloKJqx4KJK/pa_2018_3_Fanatisierung_web.pdf> (25.09.2021).

Anton *Pelinka*, Männlich, männlicher, (neo)nazistisch. Organisierter Rechtsextremismus und Männerbündelei. In: Jens *Mecklenburg* (Hg.), *Handbuch deutscher Rechtsextremismus* (Berlin 1996), 733-742.

Rolf *Pohl*, Das ‚eigene‘ und das ‚andere‘ Geschlecht. Adoleszenz, Männlichkeit und Gewaltbereitschaft. In: Elke *Kleinau*, Barbara *Rendtorff* (Hg.), *Eigen und anders. Beiträge aus der Geschlechterforschung und der psychoanalytischen Pädagogik*, (Berlin / Opladen / Toronto 2012), 109–126.

Rolf *Pohl*, *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen* (Hannover 2004).

Republik Österreich Parlament, Frauenanteil im Nationalrat, o.A., online unter <https://www.parlament.gv.at/SERV/STAT/PERSSTAT/FRAUENANTEIL/frauenanteil_NR.shtml> (25.09.2021).

Birgit *Rommelspacher*, Rassismus und Rechtsextremismus. Der Streit um die Ursachen. In: Christine *Tillner* (Hg.), *Frauen. Rechtsextremismus, Rassismus, Gewalt* (Feministische Beiträge, Münster 1994), 11–26.

Birgit *Rommelspacher*, Rechtsextreme als Opfer der Risikogesellschaft. Zur Täterentlastung in den Sozialwissenschaften. In: *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Heft 2-2* (1999) 75–87.

Gabriele *Rosenthal*, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen* (Frankfurt a. M. 1995).

Gabriele *Rosenthal*, *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (Grundlagentexte Soziologie (München / Weinheim ³2011)).

Jan *Schedler*, Brennpunkt Nordrhein-Westfalen. ‚Autonome Nationalisten‘ in Ruhrgebiet und Rheinland. In: Jan *Schedler* (Hg.), *Autonome Nationalisten. Neonazismus in Bewegung* (Edition Rechtsextremismus, Wiesbaden, 2011) 195-209.

Heribert *Schiedel*, „Angry White Men“. Männlichkeit(en) und Rechtsextremismus. In: *Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (FIPU)* (Hg.), *Rechtsextremismus. Band 3: Geschlechterreflektierte Perspektiven*, (Kritik & Utopie Berlin / Wien 2019), 278–312.

Heribert *Schiedel*, *Der rechte Rand. Extremistische Gesinnungen in unserer Gesellschaft* (Wien 2007).

Heribert *Schiedel*, *Sophie Wollner*, Phobie und Germanomanie. Funktionen des Männerbundes. In: *Hochschüler*innenschaft an der Universität Wien* (Hg.), *Völkische Verbindungen. Beiträge zum deutschnationalen Korporationsunwesen in Österreich* (Wien 2009), 102-126.

Sylka *Scholz*, *Männlichkeitssoziologie* (Münster 2012).

Christoph *Schulze*, ‚Autonome Nationalisten‘ in Ostdeutschland. In: Alexander *Häusler*, Jan *Schedler* (Hg.), *Autonome Nationalisten. Neonazismus in Bewegung* (Edition Rechtsextremismus, Wiesbaden, 2011), 219-230.

Johanna *Sigl*, *Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer. Eine biografieanalytische und geschlechterreflektierende Untersuchung*, (Edition Rechtsextremismus, Wiesbaden 2018).

Statista Research Department, Anteil der Frauen an den Mitgliedern der politischen Parteien in Deutschland am 31. Dezember 2019, 07.2020, online unter <<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/192247/umfrage/frauenanteil-in-den-politischen-parteien/#professional>> (25.09.2021).

Olaf *Stuve*, *Geschlechterreflektierende Arbeit mit Jungen als Prävention gegen rechtsextremistische Einstellungen und Handlungsmuster*. In: Robert *Claus*, Esther *Lehnert*, Yves *Müller* (Hg.), „Was ein rechter Mann ist ...“. *Männlichkeiten im Rechtsextremismus* (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, 68., Berlin, 2010), 226-236.

Franz *Valandro*, *Rechtsextremismus in Vorarlberg nach 1945* (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 15, Bregenz, 1999).

Fabian *Virchow*, Tapfer, stolz, opferbereit. Überlegungen zum extrem rechten Verständnis ‚idealer Männlichkeit‘. In: Robert *Claus*, Esther *Lehnert*, Yves *Müller* (Hg.), „Was ein rechter Mann ist ...“. *Männlichkeiten im Rechtsextremismus* (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, 68., Berlin, 2010), 39-52.

Markus *Wehner*, *Rechtsextreme Netzwerke in der Bundeswehr* (11.12.2020). In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, online unter: <<https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/rechtsextreme-netzwerke-in-der-bundeswehr-17097563.html>> (25.09.2021).

Bernhard *Weidinger*, Zwischen Kritik und konservativer Agenda. Eine Verteidigung des Rechtsextremismusbegriffs gegen seine Proponent*innen. In: *FIPU* (Hg.), *Rechtsextremismus*. Band 1: Entwicklungen und Analysen (Wien 2014), 69–87.

Christine *Woesler de Panafieu*, Feministische Kritik am wissenschaftlichen Androzentrismus. In: Ursula *Beer* (Hg.), *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik* (Bielefeld ²1989) 95-131.

8. Anhang

8.1 Abstract: Deutsch

Meine Forschungsarbeit untersucht Hinwendungsprozesse zur und Distanzierungsprozesse von Männern von der extremen Rechten. In welchen kollektiv- und lebensgeschichtlichen Situationen haben sich die untersuchten Männer der extremen Rechten hingewandt? Aufgrund welcher Erfahrungen und Erlebnisse kam es zu einem Bruch mit der rechtsextremen Lebenswelt? Diese Fragen verfolge ich mit einem Fokus auf Männlichkeit und Geschlecht. In der geschlechterreflektierten Analyse der Hinwendungsprozesse wurde die geschlechtliche Polarität in der familialen Sozialisation als Marker für die Reproduktion eines bestimmten Männlichkeitsbildes – Männer als souverän, autonom, ohne Integration von Abhängigkeit und Fürsorge in die eigene Identität – festgemacht. Die familiäre Reproduktion geschlechtlicher „Eindeutigkeit“ wurde mit einer adoleszenten Affinität für menschenverachtende bzw. rechtsextreme Ideologie in Zusammenhang gebracht. Im Distanzierungsprozess wurden einzelne Momente in der Brüchigkeit männerbündischer Sicherheit (interne Konkurrenz-, Ausschluss- und Gewalterfahrungen) als geschlechterspezifische Distanzierungsmotivationen aufgezeigt. Das Ergebnis der Forschungsarbeit zeigt, dass eine rechtsextreme männliche Stärke- und Dominanzartikulation nur die Zuspitzung eines gesamtgesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses darstellt. Damit geht einher, dass rechtsextreme Männlichkeitsbilder im Ausstieg bzw. Distanzierungsprozess nicht zwangsläufig reflektiert werden.

8.2 Abstract: English

My master thesis researches processes of turning to and distancing from the extreme right by men. In which collective and biographical situations did the men studied turn to the extreme right? What were the experiences that led to a break with the extreme right? I pursue these questions with a focus on masculinity and gender. In my gender-reflexive analysis of the turning processes, gender polarity in familial socialization was established as a marker for the reproduction of a certain image of masculinity – men as sovereign, autonomous, without integration of dependency and care(work) into their own identities. The familial reproduction of gender "unambiguity" was associated with an adolescent affinity for inhumane or right-wing extremist ideology. In the processes of distancing, individual moments of fragility in the bond of right-wing male alliances (internal experiences of competition, exclusion, and violence) were shown to be gender-reflective motivations for distancing. Furthermore, the result of the research shows that a right-wing extremist male articulation of strength and dominance is only the culmination of gender relations in society as a whole. This is accompanied by the fact that right-wing extremist images of masculinity are not necessarily reflected in the process of leaving or distancing.